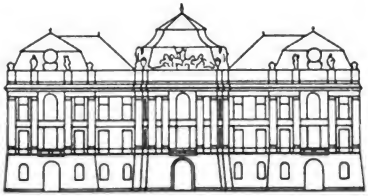
MENTEM ALIT ET EXCOLIT



K.K. HOFBIBLIOTHEK
ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK

23.Mm.1

XXIII. Mm. 1.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gotthold Ephraim Lessing's

sämmtliche Schriften.

Eilfter Theil.

Zweyte Auflage:
Mit Zusätzen des Herrn Hofrath Eschenburg vermehrt.

Berlin, 1808.
Bey Friedrich Nicolai.

23. Mm. 1
11

Digitized by Google

BIBLIOTHECA PALAT.
VINDOBONENSIS.

Digitized by Google

Vorrede des Herausgebers
zum eilften und zwölften Theile.

Von dem Interesse gelehrter Streitigkeiten geht gemeiniglich sehr viel verloren, wenn die streitenden Patheyen nicht nur von ihrem Kampfplatze, sondern selbst von der Schaubühne des Lebens abgetreten sind; wenn die äußern, oft sehr zufälligen Veranlassungen und Einflüsse des Zwistes zu wirken aufhören; wenn die Gegenstände desselben völlig abgeurtheilt und entschieden sind; wenn die Waffen, womit beyde Theile kämpften, einander zu ungleich waren; wenn der Ausfall des Sieges nicht im mindesten zweifelhaft blieb.

Dies alles ist der Fall bey den Les-

Digitized by Google

singischen Briefen antiquarischen Inhalts; und doch getraue ich mir zu behaupten, daß gegenwärtig, nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts, an ihrem Interesse nicht so gar viel verloren gegangen sey. Alles kommt auf die Art an, wie eine Streitigkeit geführt wurde; und da interessirt es oft, in gelehrten *Causes célèbres* nicht weniger, als in merkwürdigen bürgerlichen und gerichtlichen Händeln, die Akten des Rechtshandels durchgehen zu können, ohne sich mit der Kenntniß ihres Resultats und des gesprochenen Endurtheils zu begnügen.

Man hat längst diese Briefe als Muster in ihrer Art, von Seiten des Scharfsinns in den darin angestellten Untersuchungen, und der Manier ihrer Einkleidung, anerkannt. Minder musterhaft

könnte die Lebhaftigkeit scheinen, die in einigen, besonders in den letzten Briefen, herrscht; der bittere und heftige Ton in manchen Aeußerungen derselben; alles des Witzes ungeachtet, womit vorzüglich diese Briefe so scharf und reichlich gewürzt sind. Aber man erinnere sich der vielen unwürdigen Zudringlichkeiten der Gegenparthey; des einem solchen Manne so verzeihlichen Selbstgefühls von Uebergewicht an Kenntnissen und Scharfsinn; der Nothwendigkeit, vielem weiteren Unfuge vorzubeugen; oder vielmehr, man lese die Erklärungen selbst, die Lessing über diesen, selbst von seinen Freunden zu lebhaft und heftig gefundenen Ton giebt; und man wird ihm den Nachdruck desselben weniger verargen.

„Es ist nicht Lessing's Schuld, sagt

„Herder, daß dieser Streit für Deutsch„land und die Nachwelt nicht nutzbarer „ausfiel. Er betraf zu armselige Dinge, „zu armselige Leute. Kein Posttag, kein „Zeitungsblatt erschien, wo nicht die „muthwilligen Knaben kamen, und auch „Lessing! Kahlkopf schalten. Da schick„te er endlich zwey Bären über sie, die „zwey Theile von Briefen antiquari„schen Inhalts; die zerrissen den Haupt„knaben, und jagten die übrigen in ih„re Löcher und Winkel.“ — Sehr wohl erinnere ich mich noch der Antwort, die Lessing mehrmals seinen Freunden gab, wenn sie glaubten, sein Ton sey zu grell und zu heftig. Wenn die Wage, sagte er, auf der einen Seite, worauf das Unrecht liegt, zu sehr überschlägt, so muß man sich aus aller Leibeskraft auf die an-

dere Schale legen, um das Gleichgewicht, oder, wo möglich, das Uebergewicht des Rechts wieder herzustellen.

Ueber die Veranlassung und Entstehungsart dieser antiquarischen Briefe bedarf es keiner weitern Erörterung, da man sie von Lessing selbst gleich Anfangs erzählt findet. Ich könnte zwar noch darüber aus dem damals zwischen Lessing und seinem Verleger und vertrauten Freunde geführten Briefwechsel, den der letztere mir in dieser Absicht mitgetheilt hat, manches anführen. Da aber dieser ganze Briefwechsel in der Folge dieser Sammlung von Lessing's Schriften im Druck erscheinen wird, so will ich den Leser, der auf diese Anekdoten neugierig ist, lieber nur im Voraus darauf verweisen.

Aus eben diesen Briefen ergiebt sich, daß Lessing mit allem Ernst auf die Fortsetzung dieser Briefe bedacht war, wie man auch aus dem hier zuerst aus seinen hinterlassenen Papieren mitgetheilten Entwurfe, und dem Anfange der Ausarbeitung desselben sehen wird. Diese Fortsetzung sollte in einem dritten Theile unmittelbar auf den zweyten folgen. Bey diesem Vorsatze blieb er auch noch selbst während der Anstalten, die er im Jahre 1769 zu einer Reise nach Rom machte, mit deren Ausführung es sich aber so lange verzog, bis der Antrag des Bibliothekariats in Wolfenbüttel dazwischen kam und dies Vorhaben vorerst wieder vereitelte.

Selbst noch in dieser seiner neuen Lage dachte Lessing an jene Fortsetzung.

Digitized by Google

Aber die antiquarischen Ideen, von denen er ganz erfüllt seine neue Laufbahn antrat, erweiterten sich bald zu allgemeinern und mannichfaltigen literarischen Forschungen. Doch was ihn am meisten von der fernern Aufmerksamkeit auf diese Briefe, und die ganze Klotzische Fehde, ablenkte, war die Auffindung der Handschrift vom Berengar. Dies sagt er selbst in einem Briefe an Herrn Nicolai, im October 1770. Sein Freund hatte die Verunglückung des Lessingischen Bildnisses vor dem zwölften Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek scherzhaft mit der Wendung entschuldigt, daß dies ein hämischer Streich von Klotz sey, der sie beyde zusammen hetzen wolle, und an den er sich also deswegen zu halten habe. Die-

sen Einfall parodirt Lessing in dem gedachten Briefe so:

„Der verdammte Klotz! — Nicht „genug, daß er uns den Streich mit „dem Portrait gespielt; hören Sie nur, „was er noch gethan hat. Da hat mir „der Schuft ein altes verwünschtes Ma„nuscript in die Hände gespielt, und „mir nicht eher Ruhe gelassen, als bis „ich ein ganzes Alphabet Wischi-Waschi „darüber niedergeschrieben. Und das al„les, wie es offenbar ist, damit der „dritte Theil von den antiquarischen „Briefen nicht gedruckt werde. Denn „ganz gewiß werden Sie nun über„haupt die Lust verloren haben, ihn „ganz und gar drucken zu lassen; be„sonders da der Schalk mit Fleiß sich „selbst so verächtlich gemacht hat, daß

„sich schon Niemand mehr die Mühe „nehmen will, den zweyten zu lesen. „Melden Sie mir doch geschwind, ob „ich recht vermuthe."

Aber zwey Jahre nachher, als Klotz indeß gestorben war, dachte Lessing wieder an diese Fortsetzung. In einem Briefe vom 22. October, 1772, schreibt er Herrn Nicolai:

„Mir ist dieser Tage eingefallen, ob „denn die Fortsetzung unserer antiqua„rischen Briefe nothwendig und mit „Klotzen abgestorben seyn muß? — „Der Ton kann und muß freylich nicht „mehr der nehmliche seyn; denn es ist „eben so unanständig als unnützlich, sich „mit einem Todten zu zanken, der sich „selbst weder mehr bessern, noch An„dere mehr verführen kann. Aber die

„trockenen Anmerkungen gegen sein Buch „und zwanzig andere Bücher des nehm„lichen Inhalts, die sich nach der Zeit „bey meiner umschweifenden Lectüre sehr „vermehrt haben, wären doch wohl der „Mühe werth, gesagt zu werden. Las„sen Sie mich einmal Ihre Gedanken „darüber hören."

Man wird leicht vermuthen, daß Hr. Nicolai seinem Freunde dieses nicht abrieth, sondern ihn vielmehr zur Ausführung ermunterte. Von Zeit zu Zeit wiederholte er die Anforderung, und selbst noch fünf Jahr hernach, im Jahr 1777. In einem Briefe vom 20sten September dieses Jahrs antwortet ihm Lessing:

„Ob ich meine antiquarischen Briefe „noch fortsetzen will? — Allerdings. —

„Aber wann? Ja, das weiß Gott. Die„sen Winter kann ich schlechterdings „nicht. Denn diesen Winter habe ich „noch vollauf an dem fünften bis zwölf„ten Stücke meiner Beyträge zu arbei„ten, mit welchem ich dieses ganze Werk „zu schließen Willens bin.“ — In der Folge dieses Briefes setzt er hinzu, daß er verschiedene, auf seiner Reise nach Italien gemachte Bemerkungen in die Fortsetzung seiner Briefe zu bringen dächte, durch welche, wie er sagt, diese Briefe noch erst ein Buch werden könnten. — Man sieht also, daß er in diesen spätern Jahren den frühern, hier mitgetheilten Plan, wenigstens größtentheils würde aufgegeben haben, wenn er wirklich an die Ausarbeitung gegangen wäre. Und in der That wären auch Vertheidigungen gegen so

armselige, und schon damals vergessene Schriften und fliegende Blätter nun nicht mehr interessant gewesen.

Noch weniger aber durfte ich es mir erlauben, diese kurzen Winke und Angaben durch Zusätze oder Anmerkungen zu erweitern, und begnügte mich daher mit Verweisung auf die **Kollektaneen**, in denen **Lessing** sich wirklich manches zu dieser Fortsetzung vorgearbeitet hatte.

Meine angehängten Zusätze zu den Briefen selbst aber bedürfen sehr der Nachsicht des Lesers, um, vollends in dieser Zusammenstellung, nicht für unbedeutend und entbehrlich gehalten zu werden. Um eben diese Nachsicht habe ich für den Anhang zu der schon im achten Theile neu abgedruckten Abhandlung vom

vom Alter der Oelmalerey zu bitten. Dieser Abdruck geschah früher, als ich's vermuthete; sonst würde ich darin die Aenderung einiger wenigen Druckfehler veranlaßt haben, die Lessing in dem Exemplare der ersten Ausgabe, das ich von ihm erhielt, mit eigener Hand geändert hat, und deren Anzeige ich hier nachhole. In der S. 336, Anm. *d.* angeführten lateinischen Grabschrift des Johann van Eyck lese man S. 337, Z. 2. *Polycletus* für Polycretus — Z. 5. *At cum* für actum — und Z. 6. *inde precare* für jam deprecare. Auch muß S. 341, Z. 2 v. u. die Jahrzahl 1441, in 1490 verändert werden. — Braunschweig, am Sterbetage Lessing's, den 15 Februar, 1793.

Zu

Zu diesem wiederholten Abdrucke der antiquarischen Briefe habe ich einige literarische Zusätze gemacht, welche hinter den Zusätzen zu jedem Briefe angehängt sind. Dies geschah, um die neuern Untersuchungen über einige in jenen Briefen abgehandelte Gegenstände, theils anzuführen, theils nachzuweisen, ohne jedoch in eine umständliche Prüfung derselben einzugehen. — Braunschweig, den 10ten September, 1807.

Eschenburg.

Inhalt

des eilften und zwölften Theiles.

Artiſtiſche und antiquariſche Schriften. (Fortſetzung.)

Theil XI.

I. Briefe antiquariſchen Inhalts.
Erſter Theil. Erſter bis vier und dreyßigſter Brief. S. 4.

Zweyter Theil. Fünf und dreyßigſter bis drey und vierzigſter Brief. S. 237.

Theil XII.

Briefe antiquariſchen Inhalts. Fortſetzung.

— — Vier und vierzigſter bis ſieben und funfzigſter Brief. S. 3.

Digitized by Google

II. Entwürfe zur Fortsetzung der Briefe antiquarischen Inhalts. Aus Lessing's Papieren. S. 167.

III. Zusätze zu den Briefen antiquarischen Inhalts. Von dem Herausgeber. S. 211.

IV. Zusätze zu der Abhandlung vom Alter der Oelmalerey. Von eben demselben. S. 337

Artiſtiſche
und
Antiquariſche Schriften.

(Fortſetzung.)

Digitized by Google

Briefe,
antiquarischen Inhalts:

Αγωισμα μαλλον ἐς το παραχρημα ἀκουειν ἢ κτημα ἐς ἀει —

Erster Theil.

Vorbericht

Diese Briefe waren Anfangs nur bestimmt, einem wöchentlichen Blatt einverleibt zu werden *). Denn man glaubte, daß ihr Inhalt keine andere, als eine beyläufige Lesung verdiene.

*) Die ersten dieser Briefe wurden auch wirklich in der Hamburgischen neuen Zeitung vom J. 1786. zuerst abgedruckt. E.

Digitized by Google

Aber es wurden ihrer für diese Bestimmung zu viel; und da die Folge den Inhalt selbst wichtiger zu machen schien, als es bloße Zänkereien über mißverstandene Meynungen dem Publico zu seyn pflegen: so ward geurtheilet, daß sie als ein eigenes Buch schon mit unterlaufen dürften.

Die Abschweifungen, welche der Verfasser mit seiner Rechtfertigung verbunden, werden wenigstens zeigen, daß er nicht erst seit gestern mit den Gegenständen derselben bekannt ist. In der Fortsetzung, welche der Titel verspricht, hofft er noch mehr einzelne Anmerkungen los zu werden, von denen es immer gut seyn wird, daß sie einmal gemacht worden.

Wem sie allzu klein, allzu unerheblich vorkommen sollten, für den, dünkt ihn, ist

Digitized by Google

wohl das ganze Fach nicht, in welches sie gehören.

Noch erwartet man vielleicht, daß er sich über den Ton erkläre, den er in diesen Briefen genommen. — Vide quam sim antiquorum hominum! antwortete Cicero dem lauen Atticus, der ihm vorwarf, daß er sich über etwas wärmer, rauher und bitterer ausgedrückt habe, als man von seinen Sitten erwarten können.

Der schleichende, süße Complimentierton schickte sich weder zu dem Vorwurfe, noch zu der Einkleidung. Auch liebt ihn der Verfasser überhaupt nicht, der mehr das Lob der Bescheidenheit, als der Höflichkeit sucht. Die Bescheidenheit richtet sich genau nach dem Verdienste, das sie vor sich hat; sie giebt

jedem, was jedem gebühret. Aber die schlaue Höflichkeit giebt allen alles, um von allen alles wieder zu erhalten.

Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben so weit, als von der Grobheit entfernt.

Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer ist der wahre Grobe; er mag sich noch so höflich ausdrücken.

Doch es sey, daß jene gothische Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges ist. Soll sie darum unsere Schriften eben so schal und falsch machen, als unsern Umgang? —

Digitized by Google

Erster Brief.

Mein Herr,

Wenn es Ihnen gleichviel ist, ob Sie den Platz, den Sie in Ihren Blättern gelehrten Sachen bestimmen, mit einer guten Kritik, oder mit der Widerlegung einer verunglückten füllen: so haben Sie die Güte, Folgendes einzurücken.

Herr Klotz soll mich eines unverzeihlichen Fehlers, in seinem Buche von den alten geschnittenen Steinen, überwiesen haben. Das hat ein Recensent dieses Buches *) für nöthig gehalten, mit anzumerken.

Mich eines Fehlers? das kann sehr leicht seyn. Aber eines unverzeihlichen? das sollte mir leid thun. Zwar nicht sowohl meinetwe-

*) Beytrag zum Reichspostreuter, St. 45.

gen, der ich ihn begangen hätte: als derentwegen, die ihn mir nicht verzeihen wollten.

Denn es wäre ja doch nur ein Fehler. Fehler schließen Vorsatz und Tücke aus; und daher müssen alle Fehler allen zu verzeihen seyn.

Doch gewisse Recensenten haben ihre eigene Sprache. Unverzeihlich heißt bey ihnen alles, worüber sie sich nicht enthalten können, die Zähne zu fletschen.

Wenn es weiter nichts ist! — Aber dem ungeachtet: worin besteht er denn nun, dieser unverzeihliche Fehler?

Herr Klotz schreibt: „Wie hat es einem „unserer besten Kunstrichter (dem Verfasser „des Laokoon) einfallen können, zu sagen, daß „man so gar vieler Gemälde nicht erwähnt finde, „die die alten Maler aus dem Homer gezogen „hätten, und daß es nicht der alten Artisten „Geschmack gewesen zu seyn scheine, Handlungen aus diesem Dichter zu malen? Die Homerischen Gedichte waren ja gleichsam das „Lehrbuch der alten Künstler, und sie borgten „ihm ihre Gegenstände am liebsten ab. Erin-

„nerte ſich Herr Leſſing nicht an das große Ho-
„meriſche Gemälde des Polygnotus, welches
„zu unſern Tagen gleichſam wieder neu geſchaf-
„fen worden iſt? Unter denen vom Philoſtra-
„tus beſchriebenen Gemälden ſind drey Home-
„riſche, und die vom Plinius kurz angezeigten
„kann jeder leicht finden. Unter den Hercula-
„niſchen Gemälden iſt eines, welches den Ulyſ-
„ſes vorſtellt, der zur Penelope kömmt. Von
„halb erhabnen Werken will ich nur die merk-
„würdigſten anführen, u. ſ. w.“

Ich könnte zu dem Recenſenten ſagen: Hier ſehe ich bloß, daß Herr Klotz nicht meiner Meinung iſt, daß ihn meine Meinung befremdet; aber er ſagt nichts von Fehler, noch weniger von einem unverzeihlichen Fehler.

Doch, der Recenſent könnte antworten: Was Herr Klotz keinen unverzeihlichen Fehler nennt, das beſchreibt er doch als einen ſolchen; ich habe alſo dem Kinde nur ſeinen rechten Namen gegeben.

Der Recenſent hätte faſt Recht. Ich muß mich alſo nicht an ihn, ſondern an den Herrn

Digitized by Google

Klotz selbst wenden. Und was kann ich diesem antworten?

Nur das: daß er mich nicht verstanden hat; daß er mich etwas sagen läßt, woran ich nicht gedacht habe.

Herr Klotz beliebe zu überlegen, daß es zwey ganz verschiedene Dinge sind: Gegenstände malen, die Homer behandelt hat, und diese Gegenstände so malen, wie sie Homer behandelt hat. Es ist meine Schuld nicht, wenn er diesen Unterschied nicht begreift; wenn er ihn in meinem Laokoon nicht gefunden hat. Alles bezieht sich darauf.

Daß die alten Artisten sehr gern Personen und Handlungen aus der Trojanischen Epoche gemalt haben: das weiß ich, und wer weiß es nicht? Will man alle solche Gemälde Homerische Gemälde nennen, weil Homer die vornehmste Quelle der Begebenheiten dieser Epoche ist: meinetwegen. Aber was haben die Homerischen Gemälde in diesem Verstande, mit denen zu thun, von welchen ich rede; mit denen, der-

Digitized by Google

gleichen der Graf von Caylus den neuern Künſtlern vorgeſchlagen hat?

Die Beyſpiele, welche Herr Klotz mir vorhält, ſind mir alle ſo bekannt geweſen, daß ich mich würde geſchämt haben, ſie Herrn Klotz vorzuhalten. Ich würde mich geſchämt haben, zu verſtehen zu geben, Herr Klotz habe ſie entweder gar nicht, oder doch nicht ſo gut gekannt, daß ſie ihm da beyfallen können, wo ſie ihm ſo nützlich geweſen wären.

Was das ſonderbarſte iſt: ich habe dieſe Beyſpiele faſt alle ſelbſt angeführt, und an dem nehmlichen Orte meines Laokoon angeführt, den Herr Klotz beſtreitet. Er hätte ſie aus meiner eigenen Anführung lernen können, wenn er ſie nicht ſchon gewußt hätte. Und gleichwohl — Ich denke, daß heißt, mit dem Sprichworte zu reden, einen mit ſeinem eigenen Fette beträufen wollen.

Ich ſage, daß ich ſie faſt alle ſelbſt angeführet habe; und füge hinzu: außer ihnen noch weit mehrere; indem ich nehmlich meine Leſer

auf den Fabricius *) verwiesen. Denn ich mache nicht gern zehn Allegata, wo ich mit Einem davon kommen kann.

Folglich; habe ich diese Beyspiele, und noch weit mehrere ihrer Art gekannt: so ist es ja wohl deutlich, daß wenn ich dem ungeachtet gesagt, „es scheine nicht der Geschmack der alten Artisten gewesen zu seyn, Handlungen „aus dem Homer zu malen," ich ganz etwas anders damit muß gemeint haben, als das, was diese Beyspiele widerlegen.

Ich habe damit gemeint, und meine es noch, daß, so sehr die alten Artisten den Homer auch genutzt, sie ihn doch nicht auf die Weise genutzt haben, wie Caylus will, daß ihn unsere Artisten nutzen sollen. Caylus will, sie sollen nicht allein Handlungen aus dem Homer malen, sondern sie sollen sie auch vollkommen so malen, wie sie ihnen Homer vormalt; sie sollen nicht sowohl eben die Gegenstände malen, welche Homer malt, als vielmehr das Gemälde

*) Bibl. Graec. Lib. II, c. VI. p. 345.

Digitized by Google

ſelbſt nachmalen, welches Homer von dieſen Gegenſtänden macht; mit Beybehaltung der Ordonanz des Dichters, mit Beybehaltung aller von ihm angezeigten Localumſtände u. ſ. w.

Das, ſage ich, ſcheinen die alten Artiſten nicht gethan zu haben, ſo viel oder ſo wenig Homeriſche Gegenſtände ſie auch ſonſt mögen gemalt haben. Ihre Gemälde waren Homeriſche Gemälde, weil ſie den Stoff dazu aus dem Homer entlehnten, den ſie nach den Bedürfniſſen ihrer eigenen Kunſt, nicht nach dem Beyſpiele einer fremden, behandelten; aber es waren keine Gemälde zum Homer.

Hingegen die Gemälde, welche Caylus vorſchlägt, ſind mehr Gemälde zum Homer, als Homeriſche Gemälde, als Gemälde in dem Geiſte des Homers und ſo angegeben, wie ſie Homer ſelbſt würde ausgeführt haben, wenn er, anſtatt mit Worten, mit dem Pinſel gemalt hätte.

Deutlicher kann ich mich nicht erklären. Wer das nicht begreift, für den iſt der Laokoon nicht geſchrieben. Wer es aber für falſch hält,

Digitized by Google

dessen Widerlegung soll mir willkommen seyn: nur, sieht man wohl, muß sie von einer andern Art seyn, als die Klotzische.

Herr Klotz hat in seinem Buche mir viermal die Ehre erwiesen, mich anzuführen, um mich viermal eines Bessern zu belehren. Ich wollte nicht gern, daß ein Mensch in der Welt wäre, der sich lieber belehren ließe, als ich. Aber —

So viel ist gewiß, er streitet alle viermal nicht mit mir, sondern ich weiß selbst nicht mit wem. Mit einem, dem er meinen Namen giebt, den er zu einem großen Ignoranten und zugleich zu einem unserer besten Kunstrichter macht.

Wahrhaftig, ich kenne mich zu gut, als daß ich mich für das eine, oder für das andere halten sollte.

Digitized by Google

Zweyter Brief.

Sie meinen, es lohne ſich allerdings der Mühe, auch von den übrigen Beſtreitungen des Herrn Klotz ein Wort zu ſagen, weil ſie gar zu ſonderbar ſind, und Klotz ein gar zu berühmter Name geworden. Es ſey ſo, wie Sie meinen!

Aber ich muß bey der erſten wieder anfangen. Herr Klotz fragt: „Erinnerte ſich Leſſing „nicht an das große Homeriſche Gemälde des „Polygnotus?“

In der Leſche zu Delphi waren zwey große Gemälde des Polygnotus. Welches meinet Herr Klotz? das im Hineintreten rechter, oder linker Hand? Nach ſeinem Allegate *) muß er das erſtere meinen, welches die Zerſtörung von Troja und die Rückkehr der Griechen vorſtellte. Beyde Vorwürfe liegen außer dem Plane des

*) Pauſanias L. X. p. 859.

Homer; von beyden hat er nur einzelne Züge in die Odyssee einstreuen können. Aber die Griechen besaßen eine Menge anderer Dichter, welche diese Vorwürfe ausdrücklich behandelt hatten; und diesen, nicht dem Homer, ist Polygnotus in seinem Gemälde gefolgt; einem Lescheus, einem Stesichorus. Wie kann es also Herr Klotz ein Homerisches Gemälde nennen?

Doch er mag das zweyte, linker Hand, gemeint haben, welches den opfernden Ulysses im Reiche der Schatten vorstellte. Das ist zwar der Stoff eines ganzen Buches der Odyssee: aber dennoch ist es klar, daß Polygnotus auch in Anordnung dieses Gemäldes nicht sowohl der Odyssee, als vielleicht den Gedichten Minyas und Nostoi gefolgt ist *). Denn er hat

*) Zwey Gedichte, welche Pausanias (B. X. Kap. 28) als diejenigen nennt, in welchen, außer der Odyssee, am meisten Beschreibung des Schattenreichs und der Unterwelt vorkomme. Aus dem ersten dieser Gedichte, der Minyas, vermuthet Pausanias, daß die

hat weder die Homeriſche Scene angenommen, noch ſich mit den vom Homer eingeführten Perſonen begnügt. Folglich müßte auch dieſes kein Homeriſches Gemälde heißen; und ich könnte antworten: es wäre beſſer geweſen, Herr Klotz hätte ſich gewiſſer Dinge gar nicht erinnert, als falſch.

In beyden Gemälden hat Polygnotus ſich bald an dieſen, bald an jenen Dichter und Geſchichtſchreiber gehalten; ohne ſich ein Gewiſſen zu machen, auch Dinge von ſeiner eigenen Erfindung mit einzumiſchen. Eine Freyheit, deren ſich auch andere alte Artiſten bedienten, wenn ſie Vorſtellungen aus der trojaniſchen Epoche wählten.

Zwar habe ich ſchon geſagt, daß Herr Klotz dieſe Vorſtellungen alle, meinetwegen, immerhin Homeriſche Vorſtellungen und Gemälde nennen mag. Aber noch einmal: was haben

Idee, den Charon mit ſeinem Nachen am jenſeitigen Ufer des Acheron anzubringen, entlehnt ſeyn möge. E.

diese Gemälde, welche ihm Homerische zu nennen beliebt, weil ihre Vorwürfe aus eben der Geschichte genommen sind, aus welcher Homer die seinigen gewählt hatte, mit den Homerischen Gemälden zu thun, wie sie Caylus haben will?

Ich dünke mich, über den Gebrauch, den die alten Artisten von dem Homer machten, verständlichere Dinge gesagt zu haben, als irgend ein Schriftsteller über diese Materie. Ich habe mich nicht mit den schwanken, nichts lehrenden Ausdrücken von Erhitzung der Einbildungskraft, von Begeisterung, begnügt: ich habe in Beyspielen gezeigt, was für malerische Bemerkungen die alten Artisten schon in dem Homer gemacht fanden, ehe sie Zeit hatten, sie in der Natur selbst zu machen *). Ich habe mich nicht begnügt, sie bloß darum zu loben, daß sie ihre Vorwürfe aus ihm entlehnten: — welcher Stümper kann das nicht? — ich habe an Bey-

*) Laokoon B. IX. S. 314 — 319.

ſpielen gewieſen, wie ſie es anfingen, in den nehmlichen Vorwürfen mit ihm zu wetteifern, und mit ihm zu dem nehmlichen Ziele der Täuſchung auf einem ganz verſchiedenen Wege zu gelangen *); auf einem Wege, von dem ſich Caylus nichts träumen laſſen. —

Nothwehr entſchuldiget Selbſtlob. —

Dritter Brief.

Ich komme alſo zu der zweyten Beſtreitung des Herrn Klotz. Er fährt fort: „auch die „Einwürfe, welche Herr Leſſing von der „Schwierigkeit hernimmt, die Homeriſchen „Fabeln zu malen, ſind leicht zu heben, ob„gleich dieſe Widerlegung deutlicher durch den „Pinſel ſelbſt, als durch meine Feder werden „würde.“

Ich glaube es ſehr gern, daß Herr Klotz

*) Laokoon B. IX. S. 304 — 308.

vieles ungemein leicht findet, was ich für ungemein schwer halte. Dieses kömmt von der Verschiedenheit, entweder unserer beyderseitigen Kräfte, oder unsers beyderseitigen Zutrauens auf uns selbst. Doch, das ist hier nicht die Sache.

Meine Einwürfe, von der Schwierigkeit hergenommen, die Homerischen Fabeln zu malen: was betreffen sie? Die Homerischen Fabeln überhaupt; oder nur einige derselben? Diese und jene einzeln genommen; oder alle zusammen in ihrer unzertrennlichen Folge bey dem Dichter?

Caylus schlug den neuern Artisten nicht bloß vor, ihren Stoff fleißiger aus dem Homer, mit Beybehaltung der dichterischen Umstände, zu entlehnen: er wünschte den ganzen Homer so gemalt zu wissen; wünschte, daß ein mächtiger Prinz eigene Gallerien dazu bauen wollte *).

Das hätte er immer wünschen können! Weil er sich aber dabey einbildete, daß eine solche zusammenhängende Reihe von Gemälden ein

*) Tableaux tirés de l'Iliade. Avert. p. 26. 27.

wirkliches Heldengedicht in Gemälden seyn würde; daß sich der ganze malerische Geist des Dichters darin zeigen müsse; daß sie, statt des Probiersteins, zur Schätzung, in welchem Verhältnisse Ein epischer Dichter vor dem andern das malerische Talent besitze, dienen könne; so glaubte ich einige Einwendungen dagegen machen zu dürfen.

Fürs erste wendete ich ein *): daß Homer eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen bearbeitet, sichtbare und unsichtbare; daß aber die Malerey diesen Unterschied nicht angeben könne, daß bey ihr alles sichtbar und auf einerley Art sichtbar sey; daß folglich — wenn in den Gemälden des Cayluß das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, ohne unterscheidende Abänderung mit einander wechsele, ohne eigenthümliche Merkmahle sich mit einander vermische — nothwendig sowohl die ganze Reihe, als auch manches einzelne Stück, dadurch äußerst verwirrt, unbegreiflich und widersprechend werden müsse.

*) Laokoon XII.

Was antwortet Herr Klotz auf diese Schwierigkeit? Wie schon angeführt: — daß sie leicht zu heben sey. — Wahrhaftig? Aber wie denn? Darüber hat Herr Klotz nicht Zeit, sich einzulassen; genug, daß meine Widerlegung deutlicher durch den Pinsel selbst, als durch seine Feder werden würde. —

Ewig Schade, daß Herr Klotz den Pinsel nicht führt! Er würde ihn ohne Zweifel eben so meisterhaft führen, als die Feder. Oder vielmehr, noch unendlich meisterhafter. Denn das geringste wäre, daß er Unmöglichkeiten damit möglich machte!

Bis er ihn führen lernt, bitte ich indeß seine Feder, mich in die Schule zu nehmen. Seine fertige Feder sey so gütig, und belehre mich — (wenn sie es schon nicht ganz deutlich kann; ich bin auch mit einer halbdeutlichen Belehrung zufrieden) — und belehre mich nur einigermaßen, wie man es einem Gemälde ansehen kann, daß das, was man darin sieht, nicht zu sehen seyn sollte; — und belehre mich, was für Mittel ungefähr der Pinsel brauchen

könnte, um gewiſſe Perſonen in einem Gemälde mit ſehenden Augen ſo blind, oder mit blinden Augen ſo ſehend zu malen, daß ſie von zwey oder mehrern Gegenſtänden, die ſie alle gleich nahe, gleich deutlich vor oder neben ſich haben, die einen zu ſehen und die andern nicht zu ſehen, ſcheinen können. Sie belehre mich; nur beliebe es ihr, unter dieſe Mittel keine Wolken zu rechnen, von welchen ich das Unmaleriſche erwieſen habe.

Sie wird mehr zu belehren bekommen. Denn zweytens wendete ich ein: daß, durch die Aufhebung des Unſichtbaren in den Homeriſchen Handlungen, zugleich alle die charakteriſtiſchen Züge verloren gehen müßten, durch welche ſich bey dem Dichter die Götter über die Menſchen auszeichnen.

Auch dieſes iſt leicht zu beantworten? und am Beſten mit dem Pinſel? — Abermals Schade, daß Herr Klotz den Pinſel nicht führt: ſchweigend würde er ihn ergreifen, mit der Palette vor die Leinewand treten, und ſpielend meine Widerlegung dahin croquiren. Doch meine

ganze Einbildungskraft ist zu seinen Diensten; er setze seine Feder dafür an; ich will mich bemühen, in den Beschreibungen derselben zu finden, was mir, leider, keine Gemälde von ihm zeigen können. — Indeß sinne ich bey mir selbst nach, welche Dimension seine Feder den Homerischen Göttern auf der Leinewand anweisen wird; sinne nach, welches das Verhältniß seyn dürfte, daß sie dem Steine, mit dem Minerva den Mars zu Boden wirft, zur Statur der Göttinn, oder der Statur zu diesem Steine, bestimmen wird, damit unser Erstaunen zwar erregt, gleichwohl aber über keine anscheinende Unmöglichkeit erregt werde; sinne nach, in welcher Größe sie entscheiden wird, daß der zu Boden geworfene Mars da liegen soll, um die Homerische Größe zu haben, und dennoch gegen die übrigen Ausbildungen der Scene nicht ungeheuer und brobdingnakisch zu erscheinen; sinne nach — Nein; ich würde mich zu Schanden sinnen; ich muß lediglich abwarten, was dem Orakel unter den Federn mir darüber zu offenbaren belieben wird.

Digitized by Google

Drittens wendete ich ein: daß die Gemälde, an welchen Homer am reichſten, in welchen Homer am meiſten Homer ſey, progreſſive Gemälde wären; die eigentliche Malerey aber auf das Progreſſive keinen Anſpruch machen könne.

Ich Dummkopf, der ich noch jetzt dieſe Einwendung für unwiderſprechlich halte, bloß weil ſie auf das Weſen der verſchiedenen Künſte gegründet iſt! Herr Klotz muß über mich lachen; und wenn Herr Klotz vollends den Pinſel führte! — Nichts würde ihm leichter ſeyn, als den Pandarus, von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeils, in jedem Augenblicke, auf einem und eben demſelben Gemälde darzuſtellen *). — Seiner Feder dürfte es freylich ſchwerer werden, mich zu belehren, wie und wodurch dem Pinſel dieſes Wunder gelingen müſſe. Doch er verſuch' es nur; am Ende iſt ſeiner Feder nichts zu ſchwer; ich kenne keine Feder, die alles ſo leicht, ſo deutlich zu machen weiß! —

*) Laokoon XV.

Vierter Brief.

Sie haben Recht; mein voriger Brief fiel in das Höhnische. — Glauben Sie, daß es so leicht ist, sich gegen einen stolzen und kahlen Entscheider des höhnischen Tones zu enthalten?

Aber Sie urtheilen: daß ich zur Unzeit höhne; daß Herr Klotz unmöglich diese Einwendungen gegen die Homerischen Gemälde könne gemeinet haben.

Und gleichwohl habe ich keine andere jemals gemacht.

Ja auch diese — merken Sie das wohl — habe ich keinesweges gegen die Ausführung der vom Caylus vorgeschlagenen, oder in seinem Geiste vorzuschlagenden Homerischen Gemälde gemacht; habe ich keinesweges in der Meinung gemacht, daß diese Ausführung nothwendig mißlingen müsse.

Wenn dem Maler nicht jeder Gebrauch willkührlicher Zeichen untersagt ist; wenn er mit Recht von uns verlangen kann, daß wir ihm

gewiſſe Vorausſetzungen erlauben, gewiſſe Dinge ihm zu Gefallen annehmen, andere ihm zu Gefallen vergeſſen; warum ſollte er nicht, wenn er ſonſt ein braver Meiſter iſt, aus jenen Entwürfen zu Homeriſchen Gemälden ſehr ſchätzbare Kunſtwerke darſtellen können?

Ich wüßte nicht, wo ich meinen Verſtand müßte gehabt haben, wenn ich dieſes jemals geläugnet hätte.

Meine Einwendungen ſollten lediglich die Folgerungen entkräften oder einſchränken, welche Caylus aus dem Malbaren der Dichter, aus ihrer größern oder geringern Schicklichkeit, in materielle Gemälde gebracht zu werden, wider einige dieſer Dichter, zum Nachtheile der Dichtkunſt ſelbſt, macht.

Fünfter Brief.

Sie beſtehen darauf, daß Herr Klotz dieſe Einwendungen nicht könne gemeint haben; das Beyſpiel, worauf er ſich beziehe, zeige es deutlich.

Gut, daß Sie auf dieses Beyspiel kommen. Lassen Sie uns den Mann hören.

„Nur Ein Beyspiel, sagt Herr Klotz, an„zuführen: so verwirft Lessing des Graten Cay„lus Vorschlag, die Bewunderung der trojani„schen Greise über Helenens Schönheit, aus „dem dritten Buche der Iliade, zu malen. Er „nennt diese Episode einen ekeln Gegenstand. „Ich frage hier alle, welche die von Rubens „gemalte Susanna, nebst den beyden verliebten „Alten gesehen, ob ihnen dieser Anblick ekel„haft gewesen und widrige Empfindungen in „ihrer Seele erzeugt habe. Kann man denn „keinen alten Mann vorstellen, ohne ihm dürre „Beine, einen kahlen Kopf und ein eingefal„lenes Gesicht zu geben? Malt der Künstler ei„nen solchen Greis verliebt, so ist das lächerli„che Bild fertig. Aber Balthasar Denner und „Bartholomäus van der Helst belehren uns, „daß auch der Kopf eines alten Mannes gefal„len könne. Ueberhaupt ist das, was Herr Les„sing von den jugendlichen Begierden, und Cay„lus von gierigen Blicken sagt, eine Idee, die

„ſie dem Homer aufdringen. Ich finde keine „Spur davon bey den Griechen, und der alte „Künſtler würde ſie ohne Zweifel auch nicht ge„funden haben.“

Vortrefflich! Wenn einem Unwahrheiten andichten, und dieſen angedichteten Unwahrheiten die allertrivialſten Dinge entgegen ſetzen, einen widerlegen heißt: ſo verſteht ſich in der Welt niemand beſſer auf das Widerlegen, als Herr Klotz.

Es iſt nicht wahr, daß ich jenen Vorſchlag des Grafen Caylus verworfen habe.

Es iſt nicht wahr, daß ich dieſe Epiſode einen ekeln Gegenſtand genannt habe.

Es iſt nicht wahr, daß ich dem Homer die Idee von jugendlichen Begierden aufgedrungen habe.

Nur drey Unwahrheiten in einer Stelle, die groß genug wäre, ſieben zu enthalten; das iſt bey alle dem doch nicht viel! Laſſen Sie uns eine nach der andern vornehmen.

Es iſt nicht wahr, daß ich jenen Vorſchlag des Grafen Caylus verworfen habe. Denn

verwirft man einen Vorschlag, wenn man bloß einige zugleich mit vorgeschlagene Mittel, diesen Vorschlag auszuführen, verwirft? Wo habe ich gesagt, daß der Eindruck, den die Schönheit der Helena auf die trojanischen Greise machte, gar nicht gemalet werden könne, oder müsse? Ich habe bloß gemißbilliget, daß Caylus in einem solchen Gemälde der Helena noch ihren Schleyer lassen, und uns ihre ganze Schönheit einzig und allein in den Wirkungen auf die sie betrachtenden Greise zeigen will. Ja, auch so habe ich nicht geläugnet, daß ein guter Meister noch immer ein schätzbares Stück daraus machen könne. Ich habe nur behauptet, daß dieses Stück nicht der Triumph der Schönheit seyn würde, so wie ihn Zeuxis in der Stelle des Homers erkannte. Ich habe nur behauptet, daß dieses Stück sich gegen das Gemälde des Zeuxis, wie Pantomime zur erhabensten Poesie, verhalten würde; weil wir dort erst aus Zeichen errathen müßten, was wir hier unmittelbar fühlen. Ich habe nur durch dieses Beyspiel zeigen wollen, welcher Unterschied es sey, in dem

Geiſte Homers malen, und den Homer malen. Der Artiſt des Caylus hätte den Homer gemalt: aber Zeuxis malte in dem Geiſte des Homer. Jener wäre knechtiſch innerhalb der Schranken geblieben, welche dem Dichter das Weſen ſeiner Kunſt hier ſetzet: anſtatt daß Zeuxis dieſe Schranken nicht für ſeine Schranken erkannte, und indem er den höchſten Ausdruck der Dichtkunſt nicht bloß nachahmte, ſondern in den höchſten Ausdruck ſeiner Kunſt verwandelte, eben durch dieſe Verwandlung in dem höhern Verſtande Homeriſch ward. — Habe ich daran Recht, oder Unrecht? Es entſcheide, wer da will: aber er verſtehe mich nur erſt. Ich will nichts außerordentliches geſagt haben: aber er laſſe mich nur auch nichts abgeſchmacktes ſagen. — Doch weiter. —

Es iſt nicht wahr, daß ich dieſe Epiſode einen ekeln Gegenſtand genannt habe. Nicht dieſe Epiſode, ſondern die Art des Ausdruckes, mit der Caylus ſie gemalt wiſſen wollen, habe ich ekel genannt. Caylus will, daß ſich der Artiſt beſtreben ſoll, uns den Triumph der Schön-

heit in den gierigen Blicken und in allen den Aeußerungen einer staunenden Bewunderung auf den Gesichtern der kalten Greise, empfinden zu lassen. Hierwider, nicht wider den Homer, habe ich gesagt, daß ein gieriger Blick auch das ehrwürdigste Gesicht lächerlich mache, und ein Greis, der jugendliche Begierden verrathe, sogar ein ekler Gegenstand sey. Ist er das nicht? Ich denke noch, daß er es ist; Herr Klotz mag mir von einer Susanna des Rubens schwatzen, was er will, die weder ich noch er gesehen haben. Aber ich habe mehr Susannen gesehen; auch selbst eine von Rubens, in der Gallerie zu Sans-Souci; und selten habe ich mich enthalten können, bey Erblickung der verliebten Greise, bey mir auszurufen; o über die alten Böcke! Was war dieser Ausruf, als Ekel? Ich weiß es, die Kunst kann diesen Ekel mindern; sie kann durch Nebenschönheiten ihn fast unmerklich machen: aber ist ein Ingredienz deswegen gar nicht in einer Mischung, weil es nicht vorschmeckt? Nicht die dürren Beine, nicht der kahle Kopf, nicht das ein-

eingefallene Geſicht machen den verliebten Alten zu einem ekeln Gegenſtande; ſondern die Liebe ſelbſt. Man gebe ihm alle Schönheiten, die mit ſeinem Alter beſtehen können; aber man male ihn verliebt, man laſſe ihn jugendliche Begierden verrathen, und er iſt ekel, Trotz jenen Schönheiten allen.

Das ſage ich von den trojaniſchen Greiſen des Caylus: aber wo habe ich es von den Greiſen des Homer geſagt? Wo habe ich dieſen jugendliche Begierden aufgedrungen? — Und das iſt die dritte Unwahrheit, welche Herr Klotz ſich auf meine Rechnung erlaubt. Vielmehr habe ich ausdrücklich geſagt *), „den Homeriſchen Greiſen iſt dieſer Vorwurf (nehmlich des Lächerlichen und Ekelhaften) nicht zu machen; denn der Affekt, den ſie empfinden, iſt ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit ſogleich erſtickt; nur beſtimmt, der Helena Ehre zu machen, aber nicht, ſie ſelbſt zu ſchänden.“

Nun ſagen Sie mir, mein Freund, was ich von Herrn Klotz denken ſoll? was er darunter

*) Laokoon, B. IX. S. 306.

suchen mag, daß ihm gerade mein Name gut genug ist, unter demselben sich einen Strohmann aufzustellen, an dem er seine Fechterstreiche zeigen könne? warum gerade ich der Blödsinnige seyn muß, dem er Dinge vordociret, die das Auge von selbst lernet, die zu begreifen schlechterdings nicht mehr Menschenverstand erfodert wird, als um von eins bis auf drey zu zählen? „Kann man denn keinen alten Mann „vorstellen, ohne ihm dürre Beine, einen kahlen Kopf, und ein eingefallenes Gesicht zu geben?" Welch eine Frage! und in welchem Tone gethan! und in welchem Tone sich selbst beantwortet! „Aber Balthasar Denner und „Bartholomäus van der Helst belehren uns, „daß auch der Kopf eines alten Mannes gefallen könne." Also bis auf Balthasar Dennern, bis auf Bartholomäus van der Helst, wußte das in der Welt niemand? Und wen es nicht dieser Balthasar und dieser Bartholomäus gelehrt hat, der weiß es noch nicht? Ich bin wirklich so eitel, und glaube, daß ich es auch ohne diese Meister wissen würde; ja, ohne alle Meister in der Welt.

Digitized by Google

Sechster Brief.

Sie entschuldigen den Herrn Klotz: er habe zu seinem Buche so vieles nachschlagen müssen, daß es kein Wunder sey, wenn er nicht alles auf das genaueste behalten; mein Laokoon sey auch das Werk nicht, daß er verbunden gewesen, so eigentlich zu studieren; indeß zeigten seine Einwürfe selbst, daß er es zu lesen gewürdiget; er habe es auch anderwärts mit Lobsprüchen überhäuft.

So würde ich ihn gern selbst entschuldigen; wenn er nicht in mehrern Stücken eine allzuausdrückliche Geflissenheit verriethe, seine Leser wider mich einzunehmen.

In diesem Lichte sollen Sie sogleich auch seine übrigen Bestreitungen erblicken, die ich in diesem Briefe zusammen fassen will.

An einem Orte schreibt Herr Klotz*): „Ich „gebe es Herr Lessingen gern zu, daß wenn „Dichter und Künstler die Gegenstände, welche

*) S. 170.

Digitized by Google

„sie mit einander gemein haben, nicht selten „aus dem nehmlichen Gesichtspunkte betrachten „müssen, ihre Nachahmungen oft in vielen „Stücken übereinstimmen können, ohne daß „zwischen ihnen selbst die geringste Nachah„mung oder Beeiferung gewesen. Aber ich „möchte diesen Satz nicht allzu sehr ausge„dehnt haben.“ Bin ichs, der ihn allzu sehr ausgedehnt hat? Wozu mein Name hier, wenn er dieses nicht zu verstehen geben will? Der Satz enthält eine Bemerkung, die ich wahrlich nicht zuerst gemacht habe, und auf die ich mich im Laokoon bloß gegen Spencen bezog, der das Gegentheil viel zu weit ausgedehnt.

Doch ich will meinen Namen hier gar nicht gesehen haben. Auch in der Anmerkung will ich ihn nicht gefunden haben *), wo Herr Klotz sagt, daß er sich einer Münze des Antoninus Pius gegen mich angenommen. Ich habe nie diese Münze, sondern bloß die Erklärung bestritten, welche Addison von einer Zeile des

*) S. 203.

Juvenals aus ihr herholen wollen: und habe sie bestritten, nicht um meine Erklärung dafür annehmlicher zu machen, sondern lediglich das bescheidene Non liquet auch hier wiederum in seine Rechte zu setzen *).

Aber nicht genug wundern kann ich mich, wie ich zu der Ehre komme, das Werk des Herrn Klotz durch mich gekrönet zu sehen. Er hat einige Steine zu seinem Buche in Kupfer stechen lassen, wovon der letzte meinem Unterrichte ganz besonders gewidmet ist. „Dieser Stein, „schreibt er, ist gleichfalls aus der Sammlung „des Herrn Casanova, und auch von ihm ge„zeichnet. Er stellt eine Furie vor, und ich ha„be ihn meinem Buche beygefügt, um Herr „Lessingen zu überzeugen, daß die alten Künst„ler wirklich Furien gebildet haben: welches „er läugnet."

Welches er läugnet! Als ob ich es so

*) Hiezu vergleiche man den Laokoon, B. IX. S. 120; und Lessing's Kollektaneen, Th. I. S. 42. 432. E.

schlechterdings, so völlig ohne alle Ausnahme geläugnet hätte, daß ich durch das erste das beste Beyspiel widerlegt werden könnte!

Er stellt eine Furie vor, dieser Stein! — Ganz gewiß? Ich erkenne bloß einen Kopf im Profil mit wildem auffliegenden Haare, zweydeutigen Geschlechts. Muß ein solcher Kopf nothwendig der Kopf einer Furie seyn? Der Ausdruck des Gesichts, wird Herr Klotz sagen, macht ihn dazu. Auch dieser Ausdruck ist sehr zweydeutig; ich finde mehr Verachtung, als Wuth darin.

Doch es mag eine Furie seyn. Was mehr? Was liegt mir daran? Wäre es doch eine Furie auf einem geschnittenen Steine; und die geschnittenen Steine habe ich ausdrücklich ausgenommen.

Ausdrücklich ausgenommen? Ausdrücklich; denn es war mir gar nichts Unbekanntes, daß man auf geschnittenen Steinen Furien und Furienköpfe sehen wollen.

Sie können dieses kaum glauben, mein Freund; und fragen: wie es, bey dieser Aus-

nahme, dem ungeachtet dem Herrn Klotz einfallen können, mich mit einem geschnittenen Steine zu widerlegen?

Ja, das frag ich Sie! Lesen sie indeß nur die Stellen meines Laokoon *). —

Siebenter Brief.

Vergessen hatte Herr Klotz meine Einschränkungen wohl nicht: aber er verschwieg sie seinem Leser mit Fleiß. Und er mußte wohl; denn allerdings würde es ein wenig kindisch geklungen haben, wenn er aufrichtig genug gewesen wäre, zu schreiben: „Ungeachtet Lessing, wenn er behauptet, daß die alten Artisten keine Furien gebildet, die geschnittenen Steine ausnimmt, so will ich ihn dennoch mit einem geschnittenen Steine augenscheinlich hier widerlegen.“ Lieber also schlecht weg: Lessing läugnet gebildete Furien; hier ist eine!

Ich weiß wohl, daß meine Assertion von

*) B. IX. S. 30, und S. 158.

den Furien mehrere befremdet hat. Das Allgemeine scheinet uns in allen Anmerkungen anstößig zu seyn. Kaum hören wir eine Verneinung oder Bejahung dieser Art: sogleich zieht unsere Einbildungskraft dagegen zu Felde; und selten oder nie wird es ihr mißlingen, einzelne Fälle und Dinge dagegen aufzutreiben. Aber nur der Einfältigere wird sich bereden, daß durch diese einzelne Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu seyn aufhöre. Der Verständigere untersucht die Ausnahmen, und wenn er findet, daß sie aus der Collision mit einem andern allgemeinen Satze entspringen, so erkennt er sie für Bestätigungen beyder.

Der Mythologist hatte es längst vor mir angemerkt, daß man auf alten Denkmählern wenig oder nichts von Abbildungen der Furien finde. Was der Mythologist aber dem bloßen Zufalle zuschrieb, glaubte ich aus einem Grundsatze der Kunst herleiten zu dürfen. Der Artist soll nur das Schöne zu bilden wählen: folglich wird der alte Artist, der dem Schönen so vorzüglich treu blieb, keine Furien zu bilden ge-

Digitized by Google

wählt haben: und daher der Mangel ihrer Abbildungen.

Aber eben der Artiſt, welcher nur das Schöne zu bilden wählen ſollte, muß alles bilden können. Wen verleitet ſein Können nicht öfters über ſein Sollen hinaus? Zudem arbeitet der Artiſt meiſtens für andere, von denen er nicht fordern kann, daß ſie ſeiner Geſchicklichkeit ſich nur zur höchſten Beſtimmung der Kunſt bedienen ſollen, ſo lange es noch mehr Dinge giebt, zu welchen ſie ihnen gleichfalls nützlich ſeyn kann. Und folglich? Folglich iſt es moraliſch unmöglich, daß es keinem Menſchen vor Alters ſollte eingefallen ſeyn, eine Furie zu bilden, oder ſich bilden zu laſſen. Es hat vielen einfallen können; und iſt vielen eingefallen.

Läugne ich dieſes, wenn ich jenes behaupte? Nur der Antiquar, der nichts als Antiquar iſt, dem es an jedem Funken von Philoſophie fehlt, kann mich ſo verſtehen.

Ich that alles, was ich thun konnte, dieſem Mißverſtändniſſe vorzubauen. Ich ſchlug vor, den Namen der Kunſtwerke nicht allen Antiken

ohne Unterschied zu geben, sondern nur denen, in welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeigen können, bey welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen. „Macht man, schrieb ich *), keinen solchen Unterschied, so werden der Kenner und der Antiquar beständig mit einander in Streit liegen, weil sie einander nicht verstehen. Wenn einer, nach seiner Einsicht in die Bestimmung der Kunst, behauptet, daß dieses oder jenes der alte Künstler nie gemacht habe, nehmlich als Künstler nicht, freywillig nicht: so wird dieser es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch sonst eine außer dem Gebiete der Kunst liegende Ursache, von dem Künstler habe machen lassen, von dem Künstler als Handarbeiter. Er wird also mit der ersten der besten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben" u. s. w.

Das ist keine jetzt ersonnene Ausflucht, da ich mich in die Enge getrieben sehe; das schrieb ich schon damals, als mir noch niemand wider-

*) Laokoon B. IX. S. 175.

ſprach; das ſchrieb ich, um allen eiteln, das rechte Ziel verfehlenden Widerſprüchen vorzukommen: aber was kümmert das Herrn Kloz und ſeines gleichen? Er thut dennoch gerade das, was ich verbeten; um zu zeigen, daß er ein Paar armſelige Beyſpiele mehr weiß, als ich wiſſen mag. Ich gönne ihm dieſen Vorzug recht gern; es ſey aber, daß ich ſie gekannt oder nicht gekannt habe: ſie haben ihre Abfertigung mit der ganzen Klaſſe erhalten, in die ſie gehören.

Welches Jucken, ſeine Beleſenheit ſo ſehr auf Unkoſten ſeiner Ueberlegung zu zeigen!

Wenn Herr Kloz noch erſt den Unterſchied beſtritten hätte, den ich unter den Antiken zu machen vorſchlage! Aber ſtillſchweigend dieſen Unterſchied zugeben, und nur immer mit einzelnen Beyſpielen auf mich einſtürmen, die nach dieſem Unterſchiede von gar keiner Folge für mich ſind: wahrlich, das iſt eine Art zu ſtreiten — eine Art, für die ich gar kein Beywort weiß.

Als ich behauptete, daß die alten Artiſten

keine Furien gebildet, fügte ich unmittelbar hinzu *): „ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich sind.“ Dem ungeachtet kömmt Herr Klotz, mich zu widerlegen, mit ein Paar Münzen aufgezogen, auf welchen Caylus Furien bemerkt habe. Ich kannte dergleichen Münzen schon selbst: was liegt an der Mehrheit?

Die Figuren auf den Münzen, sagte ich, gehören vornehmlich zur Bildersprache. Aber nicht allein: die geschnittenen Steine gehören, wegen ihres Gebrauchs als Siegel, gleichfalls dahin **). Wenn wir also auf geschnittenen Steinen Furien zu sehen glauben, so sind wir berechtigt, sie mehr für eigensinnige Symbola der Besitzer, als für freywillige Werke der Künstler zu halten. Ich kannte dergleichen Steine: aber Herr Klotz kennt Einen mehr! Ey, welche Freude! So freuet sich ein Kind,

*) Laokoon B. IX. S. 31.

**) Laokoon, B. IX. S. 162.

Digitized by Google

das bunte Kiesel am Ufer findet, und einen nach dem andern mit Jauchzen der Mutter in den Schooß bringt; die Mutter lächelt, und schüttet sie, wenn das Kind nun müde ist, alle mit eins wieder in den Sand.

Achter Brief.

Noch hundert solche Steine, noch hundert solche Münzen: und meine Meinung bleibt, wie sie war. Es ist vergebens, die Einschränkungen, die ich ihr selbst gesetzt, zu Widerlegungen machen zu wollen.

Aber Herr Riedel, wie Herr Klotz sagt *), soll bereits diese meine Meinung mit guten Gründen widerlegt haben.

Ich habe Herrn Riedel aus seinem Buche als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verspricht; verspricht, indem er sich in vielen Stücken bereits als einen

*) S. 242.

solchen zeigt. Ich traue ihm zu, daß er in den folgenden Theilen ganz Wort halten wird, wo er auf Materien stoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet *).

Doch hier habe ich ihn nicht zu loben, sondern auf seine Widerlegung zu merken.

Er gedenkt meiner Assertion von den Furien an zwey Orten. An dem erstern **) giebt er ihr völligen Beyfall. Er nimmt sich sogar ihrer gegen Herrn Klotz selbst an, indem er hinzusetzt: „Herr Klotz hat zwar unter den alten Denkmählern der Kunst Furien gefunden ***). Allein Herr Lessing „hat schon diejenigen Figuren ausgenommen, „die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst „gehören, und von dieser Art scheinen die „Beyspiele des Herrn Klotz zu seyn.

*) Wie bekannt, ist von Riedel's Theorie nie mehr, als der erste Theil, erschienen. E.

**) Theorie der schönen Künste und Wissenschaften S. 45.

***) S. Acta litter. Vol. III. p. 289.

Digitized by Google

Diese Stelle führt Herr Kloß sehr weislich nicht an. Er durfte sie vielleicht auch nicht anführen, wenn es wahr ist, daß Herr Riedel an der zweyten völlig anders Sinnes geworden.

Sie lautet so *): „Herr Lessing behauptet, „daß die alten Künstler keine Furien gebildet, „welches ich selbst oben zugegeben habe. Jetzt „muß ich ihm, nachdem ich eine kleine Ent„deckung gemacht habe, widersprechen, aber „aus einem andern Grunde, als Herr Kloß. „Es ist hier dem Herrn Lessing eben das begegnet, was er vom Herrn Winkelmann sagt; „er ist durch den Junius verführt worden. Ver„muthlich hat er, in dem Register der alten „Kunstwerke, unter dem Titel Furien gesucht „und nichts gefunden. Ich schlage nach, „Eumenides; und finde, daß Skopas deren „zwey und Kalos die dritte zu Athen gebildet. „Man kann den Beweis im Clemens Alexan„drinus selbst nachlesen."

Ich wundre mich nicht, daß Herrn Riedel die kleine Entdeckung, wie er sie selbst nennt,

*) S. 136.

so glücklich geschienen, daß er geglaubt, seinen Beyfall zurück nehmen zu müssen. Aber ich werde mich wundern, wenn er das, was ich dagegen zu sagen habe, nicht auch ein wenig glücklich findet.

Vorläufig muß ich ihn versichern, daß ich nicht durch den Junius verführet worden. Denn ich erinnere mich überhaupt nicht, den Junius der Furien wegen nachgeschlagen zu haben. Nicht, weil in dieses Schriftstellers Verzeichnisse der alten Kunstwerke, unter dem Titel Furien keiner Furien gedacht wird; sondern weil ich die schon erwähnte Bemerkung der Mythologisten, namentlich des Banier *), im Kopfe hatte, daß sich gegenwärtig keine alte Abbildungen von diesen Göttinnen fänden: kam ich auf den Gedanken, daß vielleicht die alten Artisten dergleichen nie gemacht, und ward in diesem Gedanken durch die Beyspiele selbst

*) Nous n'avons point à présent de figures antiques de ces Déesses. *Mémoires de l'Acad. des Inscr.* T. V. p. 43.

Digitized by Google

selbst bestärkt, die bey dem ersten Anblicke dagegen zu seyn scheinen.

Hätte ich den Junius nachgeschlagen, so hätte mir sehr leicht begegnen können, was Hr. Riedel vermuthet: sehr leicht aber auch nicht; denn daß die Furien mehr als Einen Namen haben, ist ja so gar unbekannt nicht. Und gesetzt, es wäre mir nicht begegnet; gesetzt, ich wäre auf die Furien gestoßen, die Herr Riedel darin gefunden: was mehr? Würde ich meine Meinung eben so geschwind zurückgenommen haben, als er seinen Beyfall? Gewiß nicht.

Der ganze Zusammenhang beym Clemens Alexandrinus zeigt es, daß er von Statuen redet, die der Verehrung gewidmet waren, und in ihren Tempeln standen. Da nun Herr Riedel gegen meine Ausnahme aller mehr zur Bilderspracht, als zur Kunst, gehörigen Figuren nichts zu erinnern hatte; da er selbst urtheilte, daß eben wegen dieser Ausnahme, die von Herrn Klotz gegen mich angeführten Beyspiele in keine Betrachtung kämen: wie konnte es Herrn Riedel nicht einfallen, daß keine Figuren

gerade mehr zur Bildersprache gehören, als eben die, welche der Anbetung öffentlich aufgestellet waren?

Nicht genug, daß ich, in einem eigenen Abschnitte meines Laokoon, ausdrücklich hierauf dringe; ich gedenke sogar insbesondere der Statuen, welche die Furien in ihren Tempeln nicht anders als gehabt haben könnten; ich führe namentlich die in dem Tempel zu Cerynea an. Aber auch diese, statt aller: denn was hätte es helfen können, wenn ich einen Tempel nach dem andern durchgegangen wäre? Was ich von den Statuen des einen sagte, hätte ich von den Statuen aller sagen müssen.

Und also, dächte ich, wäre dem Einwurfe des Herrn Riedel genugsam begegnet, wenn ich ihm antwortete: die Furien, die Sie mir entgegen setzen, gehören zu den Kunstwerken nicht, von welchem ich rede; es sind Werke, wie sie die Religion befohlen hatte, die bey den sinnlichen Vorstellungen, welche sie der Kunst aufgiebt, mehr auf das Bedeutende, als auf das Schöne zu sehen pflegt.

Digitized by Google

Doch ich habe noch etwas Wichtigeres zu erwiedern. Die Furien vom Skopas und Kalos *), die Junius Herrn Riedel bey dem Clemens Alexandrinus nachwies, ſind unſtreitig die, welche in ihrem Tempel zu Athen ſtanden, und von welchen Pauſanias ausdrücklich verſichert **), daß ſie durchaus nichts Schreckliches, οὐδὲν φοβερόν, an ſich gehabt. Nun ſage mir Herr Riedel, ob Furien, welche nichts von Furien an ſich haben, ſolche Furien ſind, deren Abbildung ich auf die alten Artiſten nicht will

*) Bey Herrn Riedel heißt er Kalas. Ein unſtreitiger Druckfehler; ſo wie in der Citation des Clemens v. 47. anſtatt 41. (Aber wenn Herr Klotz, nicht bloß an Einem Orte, nicht bloß in einem und eben demſelben Buche, immer und ewig Zeuxes ſchreibt: ſo ſcheint es wohl etwas mehr als ein Druckfehler zu ſeyn, und er kann es nicht übel nehmen, wenn man ihn beyläufig erinnert, daß dieſer Maler nicht Zeuxes, ſondern Zeuxis geheißen.)

**) Lib. 1. cap. 28. p. 68. edit. Kuhn.

Digitized by Google

kommen lassen? Ich schreibe im Laokoon: „Wuth und Verzweiflung schändeten keines von ihren Werken; ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben.“ Aus der unmittelbaren Verbindung dieser zwey Sätze ist es ja wohl klar, was für Furien ich meine; Furien, die in jedem Gesichtszuge, in Stellung und Geberden, verrathen, was sie seyn sollen. Waren die Furien des Skopas und Kalos dieser Art? Es waren Furien, und waren auch keine: sie stellten die Göttinnen der Rache vor, aber nicht so vor, wie wir sie jetzt bey dem Namen der Furien denken.

Sie bestärken also meinen Satz vielmehr, als daß sie ihn im geringsten zweifelhaft machen sollten. Denn wenn die Alten auch nicht einmal an ihren gottesdienstlichen Vorstellungen, da, wo das Bedeutende ihnen mehr galt, als das Schöne, wenn sie auch nicht einmal da duldeten, wenigstens nicht verlangten, daß die Göttinnen der Rache durch die häßlichen, schändenden Kennzeichen des menschlichen Affekts entstellt und erniedriget würden: was

sollte ihre Artisten, die in willkührlichen Werken den Ausdruck der Schönheit stets unterordneten, zu so scheußlichen Fratzengesichtern haben verleiten können? Selbst die hetrurischen Künstler, die der Schönheit weit weniger opferten als die griechischen, wenn sie Furien bilden mußten, bildeten sie nicht als Furien; wie ich an einer Urne beym Gorius gezeigt habe, von welcher ich schon damals anmerkte, daß sie den Worten, aber nicht dem Geiste meiner Assertion, widerspreche.

Ich darf es nicht bergen, daß es Herr Klotz selbst ist, welcher mir die unschrecklichen Furien zu Athen nachgewiesen *). Sie schwebten mir in den Gedanken, aber im Nachschlagen gerieth ich auf die zu Cerynea.

Und nun, was meinen Sie, mein Freund? Sie sehen, Herr Riedel widerlegt die Einwürfe des Herrn Klotz, und Herr Klotz giebt mir Waffen wider Herrn Riedel. Sie drängen von entgegengesetzten Seiten in mich; beyde

*) Acta litt. Vol. III. Pars III. p. 289.

wollen mich umstürzen: aber da ich dem einen gerade dahin fallen soll, wo mich der andere nicht will hinfallen lassen, so heben sich ihre Kräfte gegen einander auf, und ich bleibe stehen. Ich dächte, ich schiede gänzlich aus: so liegen sie einander selbst in den Haaren. Doch dafür werden sie sich wohl hüten. Vielmehr sehe ich sie schon im Voraus in ihrer Deutschen Bibliothek so nahe zusammenrücken, daß ich doch kippen muß; ich mag wollen oder nicht: geben Sie nur Acht *)!

Neunter Brief.

Ich denke nicht, daß ich mir zu viel herausnehme, wenn ich mich auch noch an einem Orte von Herrn Klotz gemeint glaube, wo er mich nicht nennt: denn er nennt mich dafür anderwärts, wo er den nehmlichen Kampf kämpfet.

*) S. die Zusätze des Herausgebers, I.

Digitized by Google

Er will durchaus nicht leiden, daß man den alten Artiſten die Perſpektiv abſpricht.

Im Laokoon hatte ich es gethan: ob ſchon gar nicht in der Abſicht, wie Perrault und andere, denen es damit auf die Verkleinerung der Alten angeſehen iſt. Doch da Herr Kloß mich ſo ſelten verſtanden: wie konnte ich verlangen, daß er mich hier errathen ſollte? Er warf mich alſo mit den Perraults in eine Klaſſe, und nahm ſich in ſeinem Beytrage zur Geſchichte des Geſchmacks und der Kunſt aus Münzen *), der Alten gegen mich an, die es wahrhaftig nie nöthig haben, daß man ſich ihrer gegen mich annimmt.

Seitdem hat er neue Hülfsvölker angeworben, mit denen er in ſeinem Buche von geſchnittenen Steinen **) zum zweytenmal auf dem Plane erſcheint. „Mein Eifer, ſagt „er, für den Ruhm der Alten, denen ich gro-

*) S. 179.

**) S. 92.

„ßt Dankbarkeit schuldig zu seyn glaube, er„laubt mir nicht, eine Anmerkung hier zu un„terdrücken.“ Und diese Anmerkung läuft dahin aus, daß nunmehr durch einen geschnittenen Stein aus Tausenden durch eine gewisse Abhandlung des Grafen Caylus, und durch eine bisher unbemerkte Stelle des Philostratus, der Alten Kenntniß und Ausübung der Perspektiv außer allen Zweifel gesetzt sey.

Ich wünschte sehr, daß sich der Eifer des Herrn Klotz für den Ruhm der Alten mehr auf Einsicht, als auf Dankbrkeit gründen möchte! Die Dankbarkeit ist eine schöne Tugend; aber ohne ein feines Gefühl dringt sie dem Wohlthäter oft Dinge auf, die er nicht haben mag, und wobey er sich besser befindet, sie nicht zu haben, als zu haben. Meinem Bedünken nach, ist die Dankbarkeit des Herrn Klotz gänzlich in diesem Falle. Doch davon an einem andern Orte. Jetzt lassen Sie uns sehen, was Herr Klotz von der Perspektiv überhaupt weiß, und mit welchen ihn eigenen Gründen er sie den Alten zusprechen zu müssen glaubt.

Digitized by Google

Herr Klotz erkläret die Perspektiv, in so fern sie in dem Künstler ist, durch „die Ge„schicklichkeit *), die Gegenstände auf einer „Oberfläche so vorzustellen, wie sie sich un„serm Auge in einem gewissen Abstande zei„gen.“ Diese Erklärung ist von Wort zu Wort aus dem deutschen Pernetty abgeschrieben, welches das abgeschmackte Oberfläche beweiset. Fläche ist für die Malerey Fläche, sie mag oben, oder unten, oder auf der Seite seyn.

Doch abgeschrieben, oder nicht abgeschrieben; wenn sie nur richtig ist. — Richtig ist die Erklärung allerdings; aber dabey viel zu weitläuftig, als daß sie bey Entscheidung der vorhabenden Streitsache im geringsten zu brauchen sey.

Denn ist die Perspektiv weiter nichts, als die Wissenschaft, Gegenstände auf einer Fläche so vorzustellen, wie sie sich in einem gewissen

*) Beytrag zur Geschichte der Kunst aus Münze, S. 178.

Abstande unserm Auge zeigen: so ist die Perspektiv kein Theil der Zeichenkunst, sondern die Zeichenkunst selbst. Was thut die Zeichenkunst anders, was thut sie im geringsten mehr, als was nach dieser Erklärung die Perspektiv thut? Auch sie stellt die Gegenstände auf einer Fläche vor; auch sie stellt sie vor, nicht wie sie sind, sondern wie sie dem Auge erscheinen, und ihm in einem gewissen Abstande erscheinen. Folglich kann sie nie ohne Perspektiv seyn, und das geringste, was der Zeichner vorstellt, kann er nicht anders als perspektivisch vorstellen.

Den Alten in diesem Verstande die Perspektiv absprechen, würde wahrer Unsinn seyn. Denn es würde ihnen nicht die Perspektiv, sondern die ganze Zeichenkunst absprechen heißen, in der sie so große Meister waren.

Das hat niemanden einkommen können. Sondern wenn man den Alten die Perspektiv streitig macht, so geschieht es in dem engern Verstande, in welchem die Künstler dieses Wort nehmen. Die Künstler aber verstehen darunter

die Wissenschaft, mehrere Gegenstände mit einem Theile des Raums, in welchem sie sich befinden, so vorzustellen, wie diese Gegenstände auf verschiedene Plane des Raums verstreuet, mit samt dem Raume, dem Auge aus einem und eben demselben Standorte erscheinen würden.

Diese Erklärung ist mit jener im Grunde eins: nur daß jene, die mathematische, sich auf einen einzelnen Gegenstand beziehet; diese aber auf mehrere geht, welche zusammen aus dem nehmlichen Gesichtspunkte, jedoch in verschiedener Entfernung von diesem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte, betrachtet werden. Nach jener können einzelne Theile in einem Gemälde vollkommen perspektivisch seyn, ohne daß es, nach dieser, das ganze Gemälde ist, indem es ihm an der Einheit des Gesichtspunkts fehlt, und die verschiedenen Theile desselben verschiedene Gesichtspunkte haben.

Herr Klotz scheinet von diesem Fehler gar nichts zu verstehen. Er spricht immer nur von der verhältnißmäßigen Verkleinerung der Figu-

Digitized by Google

ren, und der Verminderung der Tinten: und bildet sich ein, daß damit in der Perspektiv alles gethan sey. Aber er sollte wissen, daß ein Gemälde beyde diese Stücke gut genug haben, und dennoch sehr unperspektivisch seyn kann.

Die bloße Beobachtung der optischen Erfahrung, sage ich im Laokoon*), daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheinet, als in der Nähe, macht ein Gemälde noch lange nicht perspektivisch. Ich brauche also diese Beobachtung den alten Artisten gar nicht abzusprechen; die Natur lehrt sie; ja, es würde mir unbegreiflich seyn, wenn nicht gleich die allererstern Künstler darauf gefallen wären. Ob sie aber die mathematische Genauigkeit dabey angebracht, die wir bey unsern auch sehr mittelmäßigen Malern gewohnt sind, ob sie sich nicht mit einem ungefähren Augenmaaße begnügt: das ist eine andere Frage, die durch bloße Schriftstellen zum Besten der Alten nicht entschieden werden kann, besonders da so unzählige alte Kunstwerke einer solchen Entscheidung keinesweges günstig sind.

*) Th. IX. S. 276.

Eben so natürlich ist eine etwanige Verminderung der Tinten: denn eben die tägliche Erfahrung, welche uns lehret, daß ein Ding in der Entfernung kleiner erscheint, lehret uns auch, daß die Farben der entfernten Dinge immer mehr und mehr ermatten und schwinden, in einander verfließen und in einander sich verwandeln. Folglich können und müssen die alten Gemälde auch hiervon gezeigt haben; und die, welche ungleich mehr als andere davon zeigten, werden mehr als andere deshalb seyn gepriesen worden.

Dieses beantwortet die Frage des Herrn Klotz: „konnten die alten Schriftsteller von „einer Sache reden, die nicht da war, und eine „Eigenschaft an einem Gemälde rühmen, die „niemand sahe?" Sie lobten, was sie sahen; daß sie aber etwas sahen, was auch wir sehr lobenswürdig finden würden, beweiset ihr Lob nicht.

Doch indeß zugegeben, daß die alten Gemälde in beyden Stücken eben so vollkommen waren, als die besten Gemälde neuerer Zeit:

waren sie darum auch eben so perspektivisch? Konnten sie den Fehler darum nicht haben, von dem ich sage, daß Herr Klotz nichts davon verstehen muß?

Er sieht es nicht gern *), daß man sich bey dieser Streitigkeit immer auf die herkulanischen Gemälde beruft. — In seinem Tone zu bleiben; ob er mir schon freylich so wohl nicht lassen wird: — ich sehe es auch nicht gern. Aber unser beyder Nicht gern sehen, hat ganz verschiedene Ursachen. Herr Klotz sieht es nicht gern, weil unstreitig der blühende Zeitpunkt der Kunst vorbey war, als die herkulanischen Gemälde verfertigt wurden: und ich sehe es nicht gern, weil, obschon dieser Zeitpunkt vorbey war, dennoch die Meister der herkulanischen Gemälde von der Perspektiv gar wohl mehr verstehen konnten, als die Meister aus jenem Zeitpunkte, an den wir vornehmlich denken, wenn wir von der Kunst der Alten sprechen. Denn die Perspektiv ist keine Sache des Genies; sie beruhet

*) S. 96.

auf Regeln und Handgriffen, die, wenn ſie ein mal feſtgeſetzt und bekannt ſind, der Stümper eben ſo leicht befolgen und ausüben kann, als das größte Genie.

Aber wenn es Herr Kloz nicht gern ſieht, daß wir uns auf die herkulaniſchen Gemälde berufen: auf welche will er denn, daß wir uns berufen ſollen? Aus dem blühenden Zeitpunkte der Kunſt, iſt ſchlechterdings kein einzigiges von den noch vorhandenen alten Gemälden. Wir müſſen alſo dieſe überhaupt aufgeben, und uns auf die Beſchreibungen einſchränken, die wir in den Schriften der Alten von einigen der berühmteſten Stücke aus dieſem Zeitpunkte finden.

Ich wählte hierzu im Laokoon die Beſchreibungen des Pauſanias von den zwey großen Gemälden des Polygnotus in der Leſche zu Delphi, und urtheilte, daß dieſe offenbar ohne alle Perſpektiv geweſen. Eines derſelben, höre ich von Herrn Kloz *), „ſoll zu unſern Tagen gleichſam wieder neu ſeyn ge-

*) S. 140.

schaffen worden.“ Ich weiß nicht, welches; von dem Werke auf das er mich verweiset, habe ich nur die ersten Bände, und ich befinde mich an einem Orte, wo ich wenig andere Bücher brauchen kann, als die ich selbst besitze. Aber es sey das eine, oder das andere: wenn es in der neuen Schöpfung Perspektiv bekommen hat, so ist es sicherlich nicht das Gemälde des Polygnotus; sondern ein Gemälde, ungefähr des nehmlichen Vorwurfs *).

Der Hauptfehler, welcher sich in diesen Gemälden des Polygnotus wider die Perspektiv fand, ist klar und unwidersprechlich. Um sich Platz für so viele Figuren zu machen, hatte Polygnotus einen sehr hohen Gesichtspunkt angenommen, aus welchem der ganze weite Raum vom Ufer, wo das Schiff des Menelaus liegt, bis hinein in die verheerte Stadt, zu übersehen sey. Aber dieser Gesichtspunkt war bloß für die Grundfläche, ohne

*) S. die Zusätze des Herausgebers, II.

ohne es zugleich mit für die Figuren zu ſeyn. Denn weil aus einem ſo hohen Geſichtspunkte, beſonders die Figuren des Vordergrundes von oben herab ſehr verkürzt und verſchoben hätten erſcheinen müſſen, wodurch alle Schönheit und ein großer Theil des wahren Ausdrucks verloren gegangen wäre: ſo ging er davon ab, und zeichnete die Figuren aus dem natürlichen ihrer Höhe ungefähr gleichen Geſichtspunkte. Ja auch dieſen behielt er nicht, nach Maßgebung der vordern Figuren, für alle die entferntern Figuren gleich und einerley. Denn da, zu Folge der aus einem ſehr hohen Geſichtspunkte genommenen Grundfläche, die Figuren, welche hintereinander ſtehen ſollten, über einander zu ſtehen kämen, (welches beym Pauſanias aus dem öftern ἀνωθεν, ἀνατεχω, und dergleichen erhellet): ſo würden dieſe entfernter oder höher ſtehende Figuren, wenn er ſie aus dem Geſichtspunkte der Figuren des Vordergrundes hätte zeichnen wollen, von unten hinauf verſchoben und verkürzt werden müſſen, welches der Grund-

fläche das Ansehen einer berganlaufenden Fläche gegeben hätte, da es doch nur eine perspektivisch verlängerte Fläche seyn sollte. Folglich mußte er für jede Figur, für jede Gruppe von Figuren, einen neuen, ihrer besondern natürlichen Höhe gleichen Gesichtspunkt annehmen: das ist, er zeichnete sie alle so, als ob wir gerade vor ihnen stünden, da wir sie doch alle von oben herab sehen sollten.

Es ist schwer, sich in dergleichen Dingen verständlich auszudrücken, ohne wortreich zu werden. Man kann aber auch noch so wortreich seyn, und gewisse Leute werden uns doch nicht verstehen; solche nehmlich, denen es an den ersten Begriffen der Sache, wovon die Rede ist, fehlet. Und an diesen fehlet es dem Herrn Klotz in der Perspektiv gänzlich: denn er versteht sich ja auch nicht einmal auf ihre Terminologie.

„Die gewöhnliche Perspektiv der Alten, „sagt er, ist die von uns so genannte Mili„tarperspektiv von oben herein." — Nicht jede Perspektiv von oben herein, ist Militarperspek-

tiv. Bey dieser werden zugleich die wahren Maße der Gegenstände überall beybehalten, und nichts wird nach Erforderniß der Entfernung verkleinert. Folglich ist die Militarperspektiv eigentlich gar keine Perspektiv, sondern ein bloßes technisches Hülfsmittel, gewisse Dinge vors Auge zu bringen, die aus einem niedrigen Gesichtspunkt nicht zu sehen seyn würden, und sie so vors Auge zu bringen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ihm bloß erscheinen. In diesem Verstande also von den Alten sagen, daß ihre gewöhnliche Perspektiv die Militarperspektiv gewesen, heißt ihnen in den gewöhnlichen Fällen schlechterdings alle Perspektiv absprechen. Nur diejenige Perspektiv aus einem hohen Gesichtspunkte ist wahre Perspektiv, die alles und jedes nach Maßgebung der Höhe und Entfernung dieses Gesichtspunkts, verkleinert, verkürzt und verschiebt; welches die Militarperspektiv aber nicht thut, und welches auch in den Gemälden des Polygnotus nicht geschehen war.

Eben so wenig wird es in den Münzen geschehen seyn, welche Herr Klotz zum Beweise anführt, wie gut sich die Alten auf die ihm so genannte Militarperspektiv verstanden! Ich mag mir nicht einmal die Mühe nehmen, sie nachzusehen *). Gleichwohl darf er, in dem ihm eigenen Tone, hinzusetzen: „Sollten diese Zeugnisse nicht einmal die ewigen „Anklagen der Alten, wegen der Unwissenheit der Perspektiv, vermindern?" Allerdings sollten sie nicht: sondern Herr Klotz sollte erst lernen, was Perspektiv sey, ehe er einen so entscheidenden Ton sich anmaßt.

„Die Alten fährt er fort, haben zugleich „den Plan von ihren Gebäuden gewiesen, und „wenn sie den Augenpunkt sehr scharf hätten „nehmen wollen, so würden sie ein allzu hohes Relief gebraucht haben. Hätten sie das „Relief flach gehalten, so würde die Münze „ohne Geschmack, gothisch, oder nach der Art „unserer neuen Münzen ausgefallen seyn."

*) S. die Zusätze des Herausgebers, III.

Digitized by Google

O ſchön! o ſchön! Kauderwelſcher könnte Kriſpin in der Komödie, wenn er ſich für einen Maler ausgiebt, die Kunſtwörter nicht unter einander werfen, als hier geſchehen iſt. — „Die Alten haben zugleich den Plan von „ihren Gebäuden gewieſen.“ Wie zugleich? zugleich mit den Außenſeiten? Wie machten ſie das? Zeichneten ſie, wie wir in unſern architektoniſchen Riſſen, etwa den Grundriß neben die Faßade? Oder wie? — „Wenn „ſie den Augenpunkt zu ſcharf hätten „nehmen wollen;“ Was heißt das, den Augenpunkt zu ſcharf nehmen? Heißt das, ſich zu ſcharf an die Einheit des Augenpunkts halten? oder was heißt es? — „So würden ſie ein allzu hohes Relief gebraucht haben.“ Was hat der Augenpunkt mit dem Relief zu thun? Beſtimmt der Augenpunkt, wie hoch oder wie flach das Relief ſeyn ſoll — „Hätten ſie das Relief flach gehalten;“ — Nun, was denn? was wäre alsdenn geworden? — „ſo würde die Münze ohne Geſchmack, gothiſch, oder nach der Art un-

„serer neuen Münzen ausgefallen seyn.“ O Logik, und alle Musen! Ein Mann, der so schließen kann, unterfteht sich von der Kunst zu schreiben? Also ist eine Münze von flachem Relief nothwendig ohne Geschmack und Gothisch? Also ist es nicht möglich, daß wir in einem flachen Relief eben so viel erkennen können, als in einem hohen? Also kann in einem flachen Relief nicht eben so viel, ja wohl noch mehr Kunst seyn, als in einem hohen? O Logik, und alle Musen! Der Mann hat läuten hören, aber nicht zusammen schlagen. Weil man das hohe Relief auf Münzen vorzieht, aus der Ursache, daß es Münzen sind, daß es Werke sind, die sich sehr abnutzen; weil man aus dieser Ursache das flache Relief an cursirenden Münzen mißbilliget: daraus schließt er, daß das flache Relief überhaupt ohne Geschmack und gothisch ist? O Logik, und alle Musen!

Digitized by Google

Zehnter Brief.

Ich ſagte in meinem Vorigen, daß ein Gemälde die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren und die Verminderung der Tinten gut genug haben, und dennoch nicht perſpektiviſch ſeyn könne; falls ihm die Einheit des Geſichtspunkts fehle.

Gut genug; Sie wiſſen, was man gut genug heißt, Laſſen Sie mich mit dieſem gut genug ja nicht mehr ſagen, als ich ſagen will. Gut genug, wenn man das recht Gute dagegen ſtellt, iſt nicht viel mehr, als ziemlich ſchlecht.

Denn wie in der Natur alle Phänomene des Geſichts, die Erſcheinung der Größe, die Erſcheinung der Formen, die Erſcheinung des Lichts und der Farben, und die daraus entſpringende Erſcheinung der Entfernung, unzertrennlich verbunden ſind: ſo auch in der Malerey. Man kann in keiner den geringſten Fehler begehen, ohne daß die nicht zugleich alle zweydeutig und falſch werden.

Hatte das Gemälde des Polygnotus einen

vielfachen Gesichtspunkt: so hatte es nothwendig mehr Fehler gegen die Perspektiv, oder vielmehr kein Stück desselben konnte seine eigentliche Richtigkeit haben; es konnte von allen nur so etwas da seyn, als genug war, ein ungelehrtes Auge zu befriedigen. Hier nenne ich es ein ungelehrtes Auge: an einem andern Orte werde ich es ein unverzärteltes Auge, ein Auge nennen, das noch nicht verwöhnt ist, sich durch den Mangel zufälliger Schönheiten in dem Genusse der wesentlichen stören zu lassen. Räthsel! wird Herr Klotz rufen. Ich mache keinen Anspruch mehr darauf, von ihm verstanden zu werden.

Ein vielfacher Gesichtspunkt hebt nicht allein die Einheit in der Erscheinung der Formen, sondern auch die Einheit der Beleuchtung schlechterdings auf. Was kann aber, ohne Einheit der Beleuchtung, für eine perspektivische Behandlung der Tinten Statt finden? Die wahre gewiß nicht; und jede andere als diese, ist im Grunde so gut als keine; ob sie schon immer auf den einigen Eindruck machen kann, der die

wahre nirgends geſehen. In einem etwanigen Abfalle von Farben, in Anſehung ihrer Lebhaftigkeit und Reinigkeit, mochte die ganze Luftperſpektiv des Polygnotus beſtehen.

Selbſt die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren kann in dem Gemälde des Polygnotus nicht geweſen ſeyn; ſondern ungefähr ſo etwas ihr ähnliches. Denn man erwäge den Raum von dem Ufer, wo die Flotte der Griechen lag, bis hinein in die verheerte Stadt: und urtheile, von welcher koloſſaliſchen Größe die Figuren des Vordergrundes angelegt ſeyn müßten, wenn, nach den wahren perſpektiviſchen Verhältniſſen, die Figuren des hinterſten Grundes im Geringſten erkenntlich ſeyn ſollten.

Eben das hätte ſich Moor fragen müſſen, und er würde lieber von gar keiner Perſpektiv in dem allegoriſchen Gemälde des Cebes geſprochen haben. Ich biete dem größten Zeichner Trotz, etwas daraus zu machen, was die Probe halte. Alle bisherige Verſuche ſind gerade ſo gerathen, wie ſie ungefähr Kinder befriedigen können. Der erträglichſte iſt der von dem jün-

gern Merian, welcher ganz von den Worten des Cebes abging, indem er die verschiedenen Umzäunungen in einen schroffen Felsen mit eben so vielen Absätzen verwandelte, und dennoch nichts Perspektivisches herausbringen konnte. Seine Figuren verjüngen sich von unten bis oben: aber perspektivisch? So wie sich die in dem Gemälde des Polygnotus mögen verjüngt haben! wo man, von dem Schiffe des Menelaus bis hinein in die Stadt, noch das Parderfell erkannte, welches Antenor über die Thüre seines Hauses, zum Zeichen der Verschonung, aufgehangen hatte *).

Eilfter Brief.

Es würde eine sehr undankbare Arbeit seyn, alle Stellen und Beyspiele zu prüfen, die Herr Klotz, zum Behuf seiner guten Meinung von der Perspektiv der Alten, dem Caylus abborgt, oder aus den Schätzen seiner eigenen Belesen-

*) S. die Zusätze des Herausgebers, IV.

heit beyzubringen vorgiebt. Nur von einigen ein Wort.

Was für eine perspektivische Anordnung kann Caylus in der Aldrovandinischen Hochzeit gefunden haben? Sie hat höchstens keine Fehler gegen die Perspektiv: weil sich der Meister keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen. Er hat alle seine Personen nach der Schnur neben einander gestellt; sie stehen alle auf einem und eben demselben Grunde; wenigstens nicht auf so verschiedenen Gründen, daß die geringste Verjüngung unter ihnen nöthig wäre *).

Das, was Plinius von dem Ochsen des Pausias sagt, zu Perspektiv machen; heißt mit dem Worte tändeln. Es war Perspektiv in dem weitläuftigen Verstande, in welchem sie, wie ich schon erinnert, kein Mensch den Alten abgesprochen hat, noch absprechen kann.

Lauter Wind, wenn Herr Klotz versichert, „daß Lucian von der perspektivischen Anord-

*) S. die Zusätze des Herausgebers, V.

„nung in einem Gemälde des Zeuxis so weit„läuftig rede, daß diese Stelle bey dieser Streitigkeit nothwendig geprüft werden müsse!" Er nennt sie ungemein entscheidend, und sie entscheidet schlechterdings nichts. Ἀποτειναι τας γραμμας ἐς το ἐυθυτατον, was ist es anders, als ein korrekter Contour? was die ἀκριβης κρασις, die ἐυκαιρος ἐπιβολη των χρωματων anders, als die schicklichste Verbindung und fleißige Verschmelzung der Localfarben? Das σκιασαι ἐς δεον ist die gute Vertheilung von Licht und Schatten; mit Einem Worte, das Helldunkle. Der λογος τυ μεγεθυς, ist nicht das Verhältniß der scheinbaren Größen, in Absicht der Entfernung, sondern das Verhältniß an Größe wirklich verschiedener Körper; namentlich in dem Gemälde, wovon die Rede ist, das Verhältniß der jungen Centauren gegen die alten. Die ἰσοτης των μερων *) προς το ὁλου, die ἁρμονια, ist das Eben-

*) Herr Klotz muß sich einbilden, daß er seinen Lesern weiß machen kann, was ihm beliebt, und daß sie ihm auf sein Wort glauben müs-

maß der Theile zu dem Ganzen, der Glieder zu dem Körper, die Uebereinstimmung des Verschiednen. Und nun frage ich: welches von diesen Stücken bezieht sich nothwendig auf die Perspektiv? Keines; jedes derselben ist ohne Unterschied allen Gemälden, auch denen, in welchen gar keine Perspektiv angebracht worden, den Gemälden eines einzeln Gegenstandes, dem bloßen Portrait, wenn es schön und vollkommen seyn soll, unentbehrlich. Es sind

sen, was er will. „Einige Ausgaben, sagt er, „haben των μετρων: welche Lesart mir richtiger scheinet, obgleich jene sich auch vertheidigen läßt.“ Nicht einige, sondern die meisten Ausgaben und Handschriften lesen μετρων: der Verstand aber duldet dieses μετρων, wie Grävius erwiesen hat, so wenig, daß es lächerlich ist zu sagen, es scheine die richtigere Lesart zu seyn, wenn man sie noch dazu für die ungewöhnlichere ausgiebt. Die Mehrheit der Handschriften und Ausgaben ist das einzige, was sie für sich hat; und ich möchte doch wissen, wie sie Herr Klotz

Digitized by Google

Eigenschaften eines guten Gemäldes überhaupt, bey welchen das Perspektivische seyn und nicht seyn kann.

Mich dünkt sogar, aus einem Zuge Lucians selbst beweisen zu können, daß dieses Gemälde des Zeuxis von der Seite der Perspektiv sehr mangelhaft gewesen. Denn wenn er den alten Centaur beschreiben will, so sagt er:

sonst vertheidigen wollte. Er zieht sie bloß vor, um etwas von Mensuren in der Stelle zu finden, die er auf die Verhältnisse der Perspektiv deuten könnte. — Sonst muß ich noch erinnern, daß Lucian nicht in seinem Herodotus, wie Herr Klotz citirt, sondern im Zeuxis dieses Gemälde beschreibt; und daß, wenn Herr Klotz sagt, „die Kopie desselben sey in Rom gewesen, da das Original, welches Sulla nach Rom schicken „wollen, im Schiffbruch untergegangen," es das erstemal für Rom, Athen heißen muß. Von dergleichen Fehlern, welche die Eilfertigkeit des Schreibers verrathen, wimmelt das Buch.

Digitized by Google

ἀνω δε της εικονος, οἱον ἀπο τινος σκοπης ἱππoκενταυρος τις ἐπικυπτει γελων: er ſey oben an dem Bilde zu ſehen geweſen, und habe ſich von da, gleichſam wie von einer Warte, gegen ſeine Jungen lachend herabgeneigt. Dieſes gleichſam wie von einer Warte, ſcheinet mir nicht undeutlich anzuzeigen, daß Lucian ſelbſt nicht gewiß geweſen, ob dieſe Figur nur rückwärts oder auch zugleich höher geſtanden. Ich glaube die Anordnungen des alten Basreliefs zu erkennen, wo die hinterſten Figuren immer über die vorderſten wegſehen, nicht weil ſie wirklich höher ſtehen, ſondern bloß, weil ſie weiter hinten zu ſtehen ſcheinen ſollen. Jedoch will ich damit nicht ſagen, daß die Stellung der Figuren, ſo wie ſie Lucian beſchreibt, nicht einer völlig richtig perſpektiviſchen Behandlung fähig wären; ſondern ich will nur ſagen, daß, wenn Lucian eine dergleichen Behandlung vor ſich gehabt hätte, er ſich ſchwerlich darüber ſo dürfte ausgedrückt haben.

Endlich auf die bisher unbemerkte Stelle des Philoſtratus zu kommen: ſo weiß ich nicht,

Digitized by Google

welches die gröſsere Armseligkeit ist, sie eine bisher unbemerkte Stelle zu nennen, oder Perspektiv in ihr finden zu wollen. Philostratus rühmt an den Gemälden des Zeuxis, des Polygnotus, des Euphranor, το ἐυσκιον, die gute Schattirung; το ἐυπνευν, das Lebende; und το εἰσεχον και ἐξεχον, das Herausspringende und Zurückweichende. Was haben diese Eigenschaften mit der Perspektiv zu thun? Sie können alle in einem Gemälde seyn, wo gar keine Perspetiv angebracht, wo sie mit den gröbsten Fehlern angebracht ist. Sie beziehen sich insgesammt auf die kräftige Wirkung des Schattens, durch welchen allein wir die tiefern Theile eines Körpers von den hervorragenden unterscheiden; welcher allein es macht, daß die Figur sich rundet, aus der Tafel oder dem Tuche gleichsam hervortritt, und nicht das bloße Bild des Dinges, sondern das Ding selbst zu seyn scheinet. Mußte des Apelles Alexander, mit dem Blitze in der Hand, von welchem Plinius sagt, digiti eminere videbantur, & fulmen extra tabulam esse, mußte er darum, weil

er

er das ὑστερον und ἐξεχον in ſo hohem Grade hatte, nothwendig auch ein Werk ſeyn, welches Perſpektiv, und eine richtige Perſpektiv zeigte? Und dennoch darf Herr Klotz von der Stelle des Philoſtratus ſagen: „ſie kann von „nichts anders handeln, als von der Kunſt „des Malers, gewiſſe Dinge auf dem Vor„dergrunde und andere auf dem Hintergrun„de des Gemäldes erſcheinen zu laſſen, ande„re zu entfernen, und andere dem Auge zu „nähern.“ Nein, kahler und zugleich poſitiver kann ſich kein Menſch ausdrücken, als Herr Klotz! Sie kann von nichts anders handeln! Und gleichwohl handelt ſie von etwas anderm. Wenn ſie aber auch wirklich davon handelte, wovon Herr Klotz ſagt, wäre dadurch die Perſpektiv der alten Gemälde erwieſen? Wer hat denn in der Welt, indem er ihnen die Perſpektiv abgeſprochen, ihnen zugleich alle verſchiedene Gründe, alle Entfernungen abſprechen wollen? „Iſt aber dieſes „Verſchießen, fährt Herr Klotz fort, dieſe „Schwächung, oder ſtufenweiſe Verringerung

„des Lichts und der Farbe, nicht eine Folge „einer wohlbeobachteten Perspektiv?“ Was steht von alle dem in der Stelle des Philostratus? Kein Wort. Und wie schielend heißt es sich ausdrücken, das, wodurch eine Sache wirklich wird, zu einer Folge dieser Sache zu machen? Denn nicht die stufenweise Verringerung des Lichts und der Farbe ist eine Folge der wohlbeobachteten Perspektiv, sondern diese ist vielmehr eine Folge von jener. Doch das Schielende ist der eigentliche Charakter des Klotzischen Styls, und es steht in keines Menschen Macht, von einer Sache, die er nicht versteht, anders als schielend zu sprechen.

Wenn er denn nur bescheiden spricht, im Fall er sich gezwungen sieht, von einer solchen Sache zu sprechen! Aber zugleich den Ton eines Mannes annehmen, von dem man neue Entdeckungen darin erwarten darf, ungefähr wie dieser: „Ich will noch eine andere „bisher unbemerkte Stelle aus dem Phi„lostratus herschreiben:“ was dünkt Ihnen davon, mein Freund? Eine bisher un-

Digitized by Google

bemerkte, und folglich von Herrn Klotz zuerſt, von ihm allein bemerkte Stelle! Iſt ſie das, dieſe Stelle des Philoſtratus? Nichts weniger. Er ſelbſt findet ſie bereits vom Junius und Scheffer genutzt: aber freylich mag es weder Junius noch Scheffer ſeyn, dem er ihre erſte Nachweiſung zu danken hat. Ich denke, ich kenne den rechten, dem Herr Klotz ſeinen kleinen Dank hier ſchuldig bleibt. Es iſt unſtreitig Du Soul: denn als er in der Reizſchen Ausgabe des Lucian jene Beſchreibung von dem Gemälde des Zeuxis nachlas, fand er in den Anmerkungen dieſes Gelehrten, bey dem σκιαγραφία ἐς δίον nicht allein einen Ausfall wider die Perraults, als Verächter der alten Malerey, ſondern auch die nehmliche Stelle des Philoſtratus dabey angeführt *), Nun ſchlug Herr Klotz ſelbſt nach, und weil

*) At, ſi Perraltos audias, hoc pictoribus antiquis ne in mentem quidem venerat. Vid. Philoſt. p. 71. & Junius de Pict. Vet. III 3.

er das, was Du Soul nur der Seite nach citirt hatte, auch nach dem Kapitel citiren zu können, für sich aufbehalten sah: so glaubte er Recht zu haben, etwas, daß Er bisher noch nicht bemerkt hatte, überhaupt bisher unbemerkt nennen zu dürfen. Der Unterschied mag wohl so groß nicht seyn: ich fürchte nur, es wird ein dritter kommen, der auch Herrn Klotz die erste Bemerkung durch eine noch genauere Citation streitig macht. Denn so wie Herr Klotz die Anführung des Du Soul Philost. p. 76. durch Philost. Vit. Apollon. c. 20. p. 71. berichtiget, so läßt sich seine Anführung, durch Einschiebung Lib. II. gleichfalls noch mehr berichtigen. Denn das Leben des Apollonius hat acht Bücher; und es wäre schlimm, wenn der, welcher die Ausgabe des Olearius nicht hat, in allen acht Büchern darnach suchen müßte. —

Sie lachen über mich, daß ich mich bey solchen Kleinigkeiten aufhalten kann — Ja wohl Kleinigkeiten! Wenn man denn nun aber einen Mann vor sich hat, der sich mit

solchen Kleinigkeiten brüstet? — Bisher unbemerkt! Von mir zuerst bemerkt! — Ist es nicht gut, daß man diesem Manne zum Zeitvertreibe einmal weiset, daß er auch in solchen Kleinigkeiten das nicht ist, was er sich zu seyn einbildet? —

Sogar Webb hat diese Stelle des Philostratus gebraucht *).

Zwölfter Brief.

Wahrhaftig, Sie haben Recht: das hätte ich bedenken sollen. Allerdings ist Herr Kloß der erste, welcher die Stelle des Philostratus bemerkt hat; nicht zwar nach ihren Worten, aber doch nach ihrem geheimen Sinne. Denn wem ist es vor ihm eingekommen, das geringste von Perspektiv darin zu finden? Junius, Scheffer, Du Soul, Webb, haben sie

*) S. 100. deutsche Uebers.

Digitized by Google

alle bloß von der Schattirung verstanden. Die guten Leute! Von der Perspektiv ist sie zu verstehen: Herr Kloß ist der erste, der dieses sagt, — und auch der letzte, hoffe ich.

Aber lassen Sie mich nicht vergessen, bey welcher Gelegenheit Herr Kloß die Ausschweifung über die Perspektiv der Alten in seinem Buche macht. Ohne Zweifel bey der großen Menge geschnittener Steine, welche sie unwidersprechlich beweisen! Ja wohl: und wie viele meinen Sie, daß er deren angeführt? In allen, Summa Summarum, richtig gerechnet, — Einen. und dieser Eine ist gerade der, von welchem Herr Lippert, aus dem er ihn anführt, ausdrücklich sagt, „daß er gewiß glaube, er sey der einzige in seiner Art; denn unter so vielen Tausenden, die er gesehen, habe er nichts ähnliches angetroffen, wo die Perspektiv so wäre beobachtet worden."

„Ueberhaupt, sagt Herr Lippert *), ist die „Perspektiv bey den Alten sehr geringe. Es

*) Daktyl. Vorbericht. S. XVIII.

„hat aber doch Leute gegeben, die ſolche als ein „Wunderwerk an ihnen gelobt. Aber wie weit „kann die Liebhaberey einen nicht treiben? „Wenn ich die Beſchreibung oder Erklärung „eines alten Werks etwa in einem Buche gele„ſen, worinnen von deſſen ſchöner Perſpektiv „etwas geſagt worden, habe ich auch allemal „lachen müſſe; denn das ſonſt accurate Kupfer „hat mir allemal das Gegentheil gezeigt. Denn „ich konnte an dem Bilde nicht einen einzigen „Zug, der nach den Regeln dieſer Wiſſenſchaft „geweſen wäre, erkennen, aber wohl ſolche Feh„ler, die man auch einem Anfänger in dieſer „Wiſſenſchaft nicht vergeben würde. Die Alten „ahmeten die Dinge ſo ungefähr nach, wie ſie „ſich dem Auge darſtellten, ohne die Regeln „und Urſachen zu wiſſen, warum die entfernten „Dinge im Auge verkürzt oder kleiner erſchei„nen. Es iſt aber etwas ſehr gemeines, daß „man von Sachen urtheilet, wovon man doch „nichts verſteht.“

Wie kömmt es, da Herr Kloß ſonſt ſich die Einſichten des Herrn Lippert ſo frey zu Nutze

gemacht, daß er es nicht auch in diesem Punkte gethan? Herr Lippert sagt nichts mehr, als was alle Künstler sagen. Er nicht allein, sie alle lachen, wenn ihnen der Gelehrte in den alten Kunstwerken Perspektiv zeigen will. Aber Herr Klotz hatte bereits seinen Entschluß genommen; seine Ehre war einmal verpfändet; er hält bey der Stange. Der Künstler, denkt er, sind so wenige; laß sie lachen! Sie können dich doch nicht um dein Ansehn lachen, das sich auf den Beyfall ganz anderer Leute gründet! —

Und hat er nicht seinen Caylus zum Rückenhalter! Auch noch Einen solchen Mann möchte er sich gern davon ausspären. Aber ich fürchte, daß ihn dieser im Stiche läßt: denn dieser fand in der Folge das Perspektivische in den Herkulanischen Gemälden nicht, welches er sich damals darin zu finden versprach, als er nicht so gar unverhörter Sache die Alten desfalls verdammt wissen wollte *).

*) Bibl. der sch. Wissensch. und der fr. K. Band VI. Stück 2. S. 676. verglichen mit S. 185. der Betrachtungen über die Malerey.

Digitized by Google

Daß solches auch mehr geschehen zu seyn schien, als wirklich geschehen war, zeigt sich nunmehr in den Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen *), deren Verfasser gewiß nicht proletarische Kenntnisse von beyden besitzt. Ich hätte daher gern den Herrn Klotz an diesen Schriftsteller verwiesen. Aber seine Deutsche Bibliothek ist mir zuvorgekommen **), und hat diesen Schriftsteller bereits an Herrn Klotz verwiesen. Diesen Schriftsteller an Herrn Klotz! Nun das ist wahr: die Deutsche Bibliothek versteht sich darauf, welcher Gelehrte von dem andern noch etwas lernen könnte! Welch ein unwissender Mann ist dieser Schriftsteller, der uns auf einen Daniel Barbaro, auf einen Lomazzo, auf einen Fonseca, ja gar auf den pedantischen Commentator eines wunderlichen Poeten, wegen der Perspektiv der Alten verweiset, und gerade die beyden Hauptabhandlungen des Sallier und Caylus, in den grundgelehrten

*) S. 183.

*) Fünftes Stück, S. 132.

Werken der französischen Akademie der Inschriften, aus welchen Herr Klotz seine Weisheit, wie aus der Quelle, geschöpft, gar nicht zu kennen scheint!

Freylich ist das arg: aber doch, dächte ich, stellt sich die Deutsche Bibliothek diesen Schriftsteller ein wenig gar zu unwissend vor. Weil er in das Verzeichniß der Kupferstiche nach dem Michel Angelo, auch ein Blatt von dem so genannten Petschaftringe dieses Meisters bringt: so möchte sie lieber gar argwohnen, „er habe „geglaubt, Michel Angelo sey der Verfertiger „davon gewesen.“ Nein das kann er nicht wohl geglaubt haben; denn drey Zeilen darauf führt er den Titel einer Schrift an, wo dieser Petschaftring ausdrücklich une Cornaline antique, nommée le cachet de Michelange, heißt. Und so viel Französisch mag er doch wohl verstehen!

Digitized by Google

Dreyzehnter Brief.

Warum sollte der Liebhaber die Abbildung eines alten geschnittenen Steines, den Michel Angelo so werth hielt, der mit unter die Antiken gehöret, nach welchen Michel Angelo studierte, aus welchem Michel Angelo sogar Figuren entlehnte, nicht in eben das Portefeuille mit legen dürfen, in welchem er die Kupfer nach diesem Meister aufhebt? Sind doch die Kupfer der ganzen ersten Klasse, welche die Bildnisse desselben vorstellen, eben so wenig Kupfer nach Gemälden von ihm. Genug, daß sie eine so genaue Beziehung auf ihn haben.

Das fühlt jeder: nur ein Kritikaster, wie F. will es nicht fühlen. Denn hier, oder nirgends kann er einen Brocken Weisheit wieder auskramen, den er sich selbst erst gestern oder ehegestern einbettelte. „Wie kömmt, fragt er, unter das Verzeichniß der Arbeiten dieses Künstlers das berühmte *Cachet de Michelange*?" Hat der Schriftsteller, den er zu

hofmeistern denkt, ein Verzeichniß der Arbeiten dieses Künstlers liefern wollen? Ich denke, bloß ein Verzeichniß der Kupferstiche von verschiedenen Arbeiten desselben; und es fehlt viel, daß sie alle gestochen seyn sollten. Der Verfasser, fährt er fort, wird doch nicht geglaubt haben, daß er der Verfertiger desselben gewesen. Nun ja; ein Mann, der das Leben dieses Künstlers aus dem Condivi und Gori, aus dem Vasari und Bottari sich bekannt gemacht hat, kann freylich so viel nicht wissen, als Herr F., der den Artikel im Füßlin von ihm gelesen. Von so einem Manne kann man freylich ohne Bedenken schreiben: Ueberhaupt muß er dieses berühmte Werk der Steinschneidekunst gar nicht kennen. Und warum denn nicht? Hören Sie doch den schönen Grund! Weil er hinzu gesetzt hat: „Die Abdrücke „ohne Buchstaben sind schön und rar.“ Dieses versteh ich nicht! ruft Herr F. — Nicht? Herr F. hat doch wohl nicht das auf die Abdrücke des Steins gezogen, was

Digitized by Google

der Verfasser von den Abdrücken der Piccartschen Platte sagt?

Und solches Zeug in den Tag hinein schreiben, nennen die Herren kritisiren. War es nicht auch eben dieser F., welcher in einem von den vorhergehenden Stücken der Bibliothek einem Schriftsteller, dem er doch ja von weitem erst möchte nachdenken lernen, ehe er das geringste an ihm ausseßt, Schuld gab, er habe nicht gewußt, was ein Torso sey?

Wie glauben Sie, daß dem armen Schriftsteller zu Muthe werden muß, wenn er sich so etwas gerade auf den Kopf zugesagt findet? Nur neulich ward es mir auch so gut, eine kleine Erfahrung davon zu machen.

Ich lese eine Recension von dem neuesten Werke des Herrn Winkelmanns *), und auf einmal stoße ich auf folgende Stelle: „Beym „Laokoon gedenkt Herr Winkelmann Herrn „Lessings als eines einsichtsvollen und gelehr-

*) Göttingische Anzeige 22 und 23stes Stück vom Jahr 1768. S. 176.

„ten Schriftstellers, bleibt aber dabey, es „wahrscheinlicher zu finden, daß die Künstler „des Laokoon in die schönsten Zeiten gehö„ren; nicht zwar nach Widerlegung des Les„singischen Grundes, der aus der Zusammen„stellung dieser Künstler mit jüngern beym „Plinius, und aus dem ganzen Zusammen„hange genommen ist, sondern durch Anfüh„rung zweyer neuen Gründe, von denen der „eine das Alter der Buchstabenzüge auf der „zu Nettuno gefundenen Steinschrift mit dem „Namen des Athenodors, Agesanders Sohns, „der andere die Arbeit an der Gruppe selbst, „ist. Denn diese kömmt an den Köpfen der „beyden Söhne vollkommen mit den beyden „Ringern zu Florenz, in welchen Herr W. „Söhne der Niobe entdeckt hat, überein. Da „hier Herr W. seines Landsmannes Erwäh„nung thut, so dürfte es jemanden wundern, „warum er nicht beym Borgheſischen Fechter „eben desselben Deutung dieses Fechters auf „den Chabrias angeführt hat; allein diese „Vorbeylassung gereicht dem Herrn Winkel-

„mann zur Ehre; er hätte Herrn Leſſing ſa„gen müſſen, daß er jenen Fechter mit einer „Statue in Florenz verwechſelt hat, welche „im Muſeum Florent. Tab. 77. unter dem „Namen Miles Veles ſteht, und einen ähn„lichen Ausfall thut, aber doch nicht obnixo „genu ſcuto.“

Wer vom Himmel fiel, das war ich! Du haſt nicht recht geleſen! ſagt ich mir. Ich las nochmals, und nochmals: je öfter ich las, je betäubter ward ich. Noch jetzt weiß ich nicht was ich anders aus der letzten Hälfte dieſer Stelle machen ſoll, als ein chriſtliches Präſervativ, über den Anfang derſelben nicht allzu ſtolz zu werden.

Verwechſelt ſoll ich den Borgheſiſchen Fechter, und mit einer Statue in Florenz verwechſelt haben? Aus Großmuth ſoll mir Herr Winkelmann dieſe Verwechslung nicht aufgemutzt haben? Aber der Recenſent iſt ſo großmüthig nicht: er mutzt ſie mir auf. Bey allem, was mir werth iſt! ich wollte dieſem für ſeine Aufrichtigkeit, ſo ſehr ſie mich auch

beschämen möchte, unendlich mehr verbunden seyn, als dem Herrn Winkelmann für seine Großmuth, die mich lieber nicht belehren, als beschämen will! Aber wie kann ich?

Herr Winkelmann konnte mich schlechterdings nicht beschämen, ohne sich selbst zu beschämen. Denn wenn ich den Borgheſischen Fechter verwechselt habe, so hat auch Er ihn verwechselt. Ich habe keine andere Statue gemeinet, als die Er unter diesem Namen meinet; keine andere, als die Ihm der Herr von Stosch für einen Diskobolus einreden wollte; keine andere, als die Er eben so wenig für einen Fechter als für einen Diskobolus, sondern für einen Soldaten erkennet, der sich in einem gefährlichen Stande besonders verdient gemacht hatte. Diese, diese Statue habe ich auf den Chabrias gedeutet; und ist diese Statue nicht der Borgheſische Fechter, ist sie der Miles Veles in dem Florentinischen Museo: wie gesagt, so hat beyde diese Werke Herr Winkelmann selbst, und zuerst verwechselt; seine Verwechslung hat die meinige veranlaßt.

Kein

Kein Mensch wird das von Herrn Winkelmann glauben wollen: aber dem ungeachtet wohl von mir. Denn ich, ich bin nicht in Italien gewesen; ich habe den Fechter nicht selbst gesehen! — Was thut das? Was kömmt hier auf das selbst Sehen an? Ich spreche ja nicht von der Kunst; ich nehme ja alles an, was die, die ihn selbst gesehen, an ihm bemerkt haben; ich gründe ja meine Deutung auf nichts, was ich allein daran bemerkt haben wollte.

Und habe ich denn nicht Kupfer vor mir gehabt, in welchen die ganze Welt den Borgheſiſchen Fechter erkennet? Oder iſt es nicht der Borgheſiſche Fechter, welcher bey dem Perrier (Taf. 26. 27. 28. 29.) von vier Seiten, bey dem Maffei (Taf. 75. 76.) von zwey Seiten, und in dem lateiniſchen Sandrart (S. 68.) gleichfalls von zwey Seiten erſcheinet? Dieſe Blätter, erinnere ich mich, vor mir gehabt zu haben; den Miles Veles in dem Florentiniſchen Muſeo hingegen nicht: wie iſt es möglich, daß ich beyde Figuren dem ungeachtet verwechſeln können?

Endlich, worin habe ich sie denn verwechselt? Man verwechselt zwey Dinge, wenn man dem einen Eigenschaften beylegt, die nur dem andern zukommen. Welches ist denn das Eigene des Miles Veles, das ich dem Borgheſischen Fechter angedichtet hätte? Weil beyde einen ähnlichen Ausfall thun; so hätte ich sie verwechseln können; aber muß ich sie darum verwechselt haben?

Ich werde die erste Gelegenheit ergreifen, den Göttingischen Gelehrten inständigst um eine nähere Erklärung zu bitten.

Was noch überhaupt gegen meine Deutung jenes so genannten Fechters bisher erinnert worden, ist nicht von der geringsten Erheblichkeit. Man hätte mir etwas ganz anders einwenden können: und die Wahrheit zu sagen, nur diese Einwendung erwarte ich, um sodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drücken, oder sie gänzlich zurück zu nehmen *).

*) S. die Zusätze des Herausgebers, VI.

Vierzehnter Brief.

Und nun fragen Sie mich: was ich von dem Buche des Herrn Klotz überhaupt urtheile?

Wollen Sie auch glauben, daß ich ohne Groll urtheile? daß ich nicht anders urtheilen würde, wenn er mich eben ſo oft darin gerühmt hätte, als er mich getadelt hat?

So urtheile ich! daß das Buch des Herrn Klotz über den Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittenen Steine und ihrer Abdrücke ein ganz nützliches Buch für den ſeyn kann, welcher von der darin abgehandelten Materie ganz und gar nichts weiß, und ſich in der Geſchwindigkeit eine Menge Ideen davon machen will, ohne daß ihm an der Deutlichkeit und Richtigkeit dieſer Ideen viel gelegen iſt.

Wenn Mariette, wenn Caylus, wenn die Ausleger und Beſchreiber der verſchiednen Daktyliotheken, wenn Winkelmann und Lippert das Ihrige zurück nehmen, ſo ſteht die Krähe wieder da!

Hätte Herr Klotz bloß aus fremden, seltnen Büchern zusammen getragen: so könnten wir ihm noch Dank wissen. Was ein Deutscher einem Ausländer abnimmt, sey immer gute Prise. Aber sollte er seine eigene Landsleute plündern? —

Erlauben Sie mir, Ihnen die nähern Erörterungen hierüber nach und nach zukommen zu lassen.

Funfzehnter Brief.

Sie scheinen, zur Entschuldigung des Herrn Klotz zu glauben, daß man in dergleichen Dingen nichts anders thun könne, als zusammen tragen.

Doch wohl! — und wenigstens kann man als ein denkender Kopf zusammen tragen. —

Herr Klotz hat auch selbst geglaubt, daß sich etwas mehr dabey thun lasse; und hat sich sogar geschmeichelt, etwas mehr gethan zu haben. „Der Gebrauch der Quellen, sag-

„te er *), die Anordnung der Sachen, und „einige eigene Bemerkungen werden diesen „Aufsatz gegen den Vorwurf der Compilation „schützen."

Einige eigene Bemerkungen? Klingt bescheiden genug! Aber welches diese eigene Bemerkungen sind, kann man nicht eher sagen, als bis man die fremden und geborgten davon abgesondert hat. Was übrig bleibt, ist freilich sein.

Die Anordnung der Sachen? — Mit dieser ist es nicht bloß gethan, um aus einem Compilator ein Autor zu werden. Seine eigene Ordnung hat jeder Compilator.

Der Gebrauch der Quellen? — Auch der Compilator sollte diese wenigstens verificiren. —

Und ist es auch wahr, daß Herr Kloß sie immer gebraucht hat? Lassen Sie uns doch eine Seite, wie sie mir in die Hand fällt, untersuchen.

„Die geschnittenen Steine, schreibt Herr

*) S. 16.

„Klotz *), machten noch einen andern Theil „des Schmuckes aus. Das Frauenzimmer „suchte verschiedentlich ihrem Putze dadurch „einen größern Glanz zu verschaffen. Hier„zu nahm man die erhaben geschnittenen „Steine, und eine gute Vereinigung dieser „vortrefflichen Werke mit dem übrigen „Schmucke mußte in den Augen der Zu„schauer eine ungemein schöne Wirkung thun.“

Hierüber führt Herr Klotz den Bartholinus an **). Den Bartholinus! Ist Bartholinus eine Quelle? Er hätte die entscheidendste von den Stellen der Alten anführen sollen, auf die sich Bartholinus gründet.

Herr Klotz fährt fort: „Auch das männ„liche Geschlecht besetzte die Kleidung mit „Steinen;“ und beruft sich deshalb auf den Claudian ***). Aber dort, bey dem Clau-

*) S. 22.

**) De armillis veter. p. 13. & 35.

***) De Laudib. Stil. Lib. II, v. 89.

Digitized by Google

dian, ist nicht die geringste Spur von geschnittenen Steinen; der Dichter redet bloß von Togen, von Harnischen, von Helmen, von Gehenken und Heften, von Kronen, mit Edelsteinen besetzt; es kann wohl seyn, daß unter diesen auch geschnittene waren; aber das ist nur zu vermuthen, und von dieser Vermuthung muß Claudian nicht Gewähr leisten sollen.

„Caligula, fügt Herr Klotz hinzu, ahmte in „diesem Stücke der Verschwendung des weiblichen Geschlechts nach.“ und das soll Suetonius *) versichern. Aber das Zeugniß des Suetonius ist hier gedoppelt gemißbraucht. Denn einmal redet Suetonius gleichfalls bloß von Edelsteinen, die Caligula sogar auf seinen Reise- und Regenkleidern getragen, (gemmatas indutus paenulas) und daß es geschnittene Edelsteine gewesen, ist der Zusatz des Herrn Klotz. Zweytens sagt auch Sueton nicht, daß Caligula hierin der Verschwendung des weiblichen Ge-

*) In Calig. c. 52.

schlechtes nachgeahmt: denn er sagt weder, daß das weibliche Geschlecht sich einer solchen Verschwendung in geschnittenen Steinen schuldig gemacht, noch daß es Caligula ihm darin nachgethan. Der vestitus non virilis, den Sueton dem Caligula zur Last legt, bezieht sich nicht auf den Gebrauch der Edelsteine, sondern anderer Kleidungsstücke, die dem weiblichen Geschlechte eigen waren; auf die Cyklas, auf den Soccus.

Nun sagen Sie mir: heißt das Quellen brauchen? Ist es genug, um dieses von sich zu versichern, daß man den untersten Rand des Blattes mit Namen klassischer Schriftsteller umzäunt? Oder muß man die Schriftsteller auch selbst nachgesehen haben, und gewiß seyn, daß sie wirklich das sagen, was man sie sagen läßt?

Einige Seiten vorher, schreibt Herr Klotz: „um den Ring des Prometheus, von welchem „man den Ursprung der in Ringe gefaßten „Steine hergeleitet hat, bekümmere ich mich „nicht.“ Sehr wohl! Aber warum führt er dieses Ringes wegen den Isidorus an? Man

muß den Iſidorus oft anführen, weil er nicht ſelten Bücher gebraucht hat, die hernach verloren gegangen. Aber warum hier? Hier iſt Iſidorus der wörtliche Ausſchreiber des ältern Plinius; Plinius iſt hier die Quelle*), und dieſen hätte Herr Kloß anführen müſſen.

Es iſt ein ſeltſamer Kniff mehrerer Gelehrten, über die bekannteſte Sache gerade den unbekannteſten Schriftſteller anzuführen; damit ſie ihre Nachrichten ja aus recht beſondern Quellen zu haben ſcheinen.

Ein anderer iſt dieſer: daß ſie, anſtatt den Hauptort anzuführen, wo von der Sache, die ſie erörtern wollen, gefliſſentlich und umſtändlich gehandelt wird, ſich auf Stellen beziehen, wo man dieſer Sache nur im Vorbeygehen gedenkt, um ihre Scharfſichtigkeit bewundern zu laſſen, der auch nicht der geringſte Nebenzug entwiſchte.

Z. E. um zu beweiſen, „daß man in Rom

*) Libr. XXXIII. Sect. 4. & Libr. XXXVII. Sect. 1.

„sogar die Bildsäulen mit Ringen gezieret," würde der gute einfältige Gelehrte geradezu den Plinius anführen *), wo dieser ausdrücklich von den Ringen handelt und sich wundert, daß unter den Bildsäulen der römischen Könige im Capitol nur Numa und Servius Tullius einen Ring haben. Aber nicht so Herr Klotz und seines gleichen: sie führen lieber eine Stelle des Cicero an **), wo unter verschiedenen Merkmahlen, aus welchen erhelle, daß eine gewisse Statue eben sowohl die Statue des Scipio Africanus sey, als eine andere dafür erkannte, auch mit des Ringes gedacht wird.

Doch Herr Klotz habe es hiermit halten kön-

*) Libr. XXXIII. Sect. 4.

**) Herr Klotz führt sie noch dazu mit einem Fehler an; denn sie steht nicht in dem ersten Briefe des vierten, sondern des sechsten Buches an den Atticus. Dergleichen Druckfehler sind bey Herrn Klotz sehr häufig, so daß besonders von seinen Anführungen der klassischen Schriftsteller, unter zwölfen gewiß immer achte uns in April schicken.

Digitized by Google

nen, wie er gewollt: wenn ich nur ſonſt ſeinen Scharfſinn weniger dabey vermißte! Weder die Stelle des Cicero, noch die ausdrücklichere des Plinius beweiſen, daß es wirklich Ringe geweſen, welche dieſe Bildſäulen gehabt: es werden, allem Anſehen nach, nur durch die Sculptur angedeutete, und mit eines jeden Symbolum bemerkte Ringe geweſen ſeyn. Waren es aber nur ſolche: ſo mußte ſie Herr Klotz gar nicht anführen; denn in der Skulptur bloß nachgeahmte Ringe, konnten die wirklichen Ringe weder nothwendiger noch häufiger machen. Man bedenke, wie abſtehend ein einzelner Finger von den andern hätte müſſen gearbeitet ſeyn, wenn man einen wirklichen Ring daran hätte ſtecken wollen; und erinnere ſich, daß es der alten Meiſter Sache nicht war, dergleichen Extremitäten ſo zerbrechlich auszuführen.

Aber der Fehler des Herrn Klotz iſt es überhaupt nicht, allzu viel zu bedenken. Vielmehr weiß ich zuverläſſig voraus, daß er jeden feinern Unterſchied, mit dem man ſeine Gelehrſamkeit auf die Kapelle bringt, für Sophiſterey erklären wird.

Digitized by Google

Sechzehnter Brief.

Laufen Sie geschwind die ganze Schrift des Herrn Kloß mit mir durch. Es ist am besten, daß ich Ihnen in eben der Ordnung, in welcher Herr Kloß sein Buch geschrieben, mein Urtheil darüber erhärte. Mehrere Beweise, wie schlecht er die Quellen gebraucht hat, werden uns bey jedem Schritte aufstoßen.

Den Eingang (von Seite 1 — 16.) lassen Sie uns überschlagen. Er enthält sehr viel gemeine, sehr viel schwanke, sehr viel falsche Gedanken, in einem sehr pompösen und dennoch sehr lendenlahmen Styl. Das liebe Ich herrscht in allen Zeilen bis zum Ekel. „Ich „will die Lehrer der Wissenschaften auf gewisse „Dinge aufmerksamer machen! Möchten sie „doch von mir lernen wollen! Ich will ihnen „eine kleine Anweisung geben! Ich will sie „gleichsam bey der Hand ergreifen, und sie zu „den Werken berühmter Künstler des Alter-

„thums führen! Ich will ihnen dieſe Werke „zeigen ꝛc.“

Endlich und endlich kömmt er, aber wiederum mit einem ſolchen Ich, zur Sache. „Ehe ich, ſchreibt er, meine Leſer von der „Vortrefflichkeit der geſchnittenen Steine und „ihrem vielfachen Nutzen unterrichte, muß „ich einige Anmerkungen von der Kunſt in „Stein zu ſchneiden und ihrer Geſchichte, von „den berühmteſten Künſtlern, deren Werke „wir noch bewundern, von dem mancherley „Gebrauche der geſchnittenen Steine und ihren Abdrücken vorausſchicken.“

Sie wiſſen doch, was die franzöſiſchen Taktiker Enfans perdus nennen? Wenn es die beſten Soldaten ſind, welche der General dazu ausſucht, ſo kann ich ihren Namen hier nicht nutzen. Iſt es aber Geſindel, an dem nicht viel gelegen, ſo glaube ich, wird ihre Benennung auf die voraus geſchickten Kenntniſſe des Herrn Kloz vortrefflich paſſen. Ich verſpreche es Ihnen: was nicht ganz davon in die Pfanne gehauen wird, ſoll wenigſtens nicht geſund nach Hauſe kommen.

Digitized by Google

Erst spricht er von dem hohen Alter der Kunst in Stein zu schneiden. Um den Ring des Prometheus, wie Sie schon gehört haben, will er sich nicht bekümmern. Was hätte er sich auch darum zu bekümmern? Hat jemand behauptet, daß in den Stein desselben etwas geschnitten gewesen? Aber so vermengt er mit Fleiß das Alterthum und den Gebrauch der Ringe und Edelsteine überhaupt, mit dem Alterthume und dem Gebrauche der geschnittenen Steine insbesondere, um aus dem Kirchmann de annulis, und dergleichen Büchern, eine Menge Dinge abschreiben *) zu können, die wenig oder gar nicht zur Sache gehören.

*) Denn der ist doch wirklich ein bloßer Abschreiber, der auch die Druckfehler in den Allegaten mit abschreibt. Z. E. Auf der 19ten Seite citirt Herr Klotz Macrob. Saturn. VII. 18. weil er beym Kirchmann (de Annulis cap. XI. p. 59.) diese Stelle so citirt fand. Aber es ist ein Druckfehler beym Kirchmann; das siebente Buch des Macrobius hat keine 18 Kapitel, es muß 13 heißen.

Digitized by Google

Die gemißbrauchten Stellen des Claudians und Suetons, so wie den albernen Einfall von wirklichen Ringen an Statuen, habe ich in meinem Vorigen bereits gerügt: und wie vieles könnte ich noch gegen den übrigen Wust rügen!

Ich könnte zum Exempel Herrn Kloß fragen, mit was für Recht er alle die Daktyliotheken, die er aus dem Plinius beybringt *), zu Sammlungen geschnittener Steine macht? Es waren Sammlungen von Edelsteinen, gefaßt oder ungefaßt; und wenn sich geschnittene darunter fanden, so waren deren, aller Wahrscheinlichkeit nach, die kleinste Anzahl. Denn nur die mindesten kostbaren Steine wurden gewöhnlicher Weise geschnitten: die eigentlichen Edelsteine aber hatten, als bloße Steine, bey den Alten viele so eifrige Bewunderer, daß sie es für ein Verbrechen hielten, dergleichen Kleinode, in welchen die Natur sich ihnen in aller ihrer Herrlichkeit zeigte,

*) S. 23.

durch die Kunst verletzen zu lassen. Tantum, sagt Plinius *), tribuunt varietati, coloribus, materiae, decori: violari etiam ignis gemmas nefas ducentes. Warum könnte also Scaurus, der die allererste Daktyliothek zu Rom hatte, nicht ein Liebhaber von dieser Art gewesen seyn? Warum muß ihn Herr Klotz zu einem Kenner machen? „Wir lesen, versichert er, daß Scaurus, der „Stiefsohn des Sylla, zuerst in Rom sich „geschnittene Steine gesammelt habe.“ Wo lesen wir denn das? Plinius sagt von ihm bloß: gemmas plures primus omnium habuit Romae. Sind denn gemmae nothwendig geschnittene Steine? Weil bey den neuen Antiquaren alte Gemmen so viel heißen, als alte geschnittene Steine, und Daktyliothek so viel als eine Sammlung solcher Steine: muß Herr Klotz darum diese Bedeutung in die alten Autoren übertragen? Und was ich von der Daktyliothek des Scaurus

*) Libr. XXXVII. Sect. 1.

rus ſage, iſt von den übrigen noch mit mehrerem Grunde zu vermuthen. Noch jetzt überſteigt es nicht das Vermögen eines wohlhabenden Privatmannes, anſehnliche Sammlungen von geſchnittenen Steinen zu haben: und weiter nichts als ſolche Sammlungen ſollten die Daktyliotheken geweſen ſeyn, welche Pompejus, und Cäſar, und Marcellus aufs Kapitol und in die Tempel ſchenkten?

„Auch vom Mäcen, ſagt Herr Kloß *), „wiſſen wir, daß er eine beſondere Neigung „zu den Edelſteinen gehabt habe. Er geſteht „dieſe Neigung nicht allein ſelbſt in einem Gedichte an den Horaz, ſondern man ſieht ſie „aus einen Brief des Auguſtus an ihn.“ Er geſteht ſie ſelbſt? Ich habe die Anthologie ſeines Freundes, des Herrn Burmann, auf die er desfalls verweiſet, nicht bey der Hand **); doch das Gedicht auf den Horaz, in welchem Mäcen ſeine Neigung ſelbſt ge-

*) S. 24.

**) S. die Zuſätze des Herausgebers, VII.

stehen soll, werden ohne Zweifel die Verse seyn, die uns Isidorus aufbehalten hat, und sich anfangen:

Lugent, o mea vita, te smaragdus,
Beryllus quoque.

Aus diesen aber erhellet bloß die abgeschmackte Kakozelie des Mäcenas, und keinesweges seine Liebhaberey an Edelsteinen. Denn sonst würde man auch unsere Lohensteine und Hallmanne, die ihren Geliebten so gern Augen von Diamanten, Lippen von Rubin, Zähne von Perlen, eine Stirn von Helfenbein, und einen Hals von Alabaster gaben, für große Liebhaber und Kenner von dergleichen Kostbarkeiten erklären müssen. Selbst das Fragment von dem Briefe des Augustus, beym Macrobius, ist nichts als eine Verspottung dieser Kakozelie. Eher noch hätte sich Herr Klotz darauf berufen können, daß Mäcenas von Edelsteinen etwas geschrieben zu haben scheine, weil Plinius ihn zu seinem sieben und dreißigsten Buche genutzt zu haben bekennet. Doch wozu auch das? Mäce-

nas mag ein noch so großer Liebhaber von Edelsteinen gewesen seyn: war er es darum von geschnittenen? Wenn er sie der Pracht wegen liebte, wie von ihm zu vermuthen ist, so zog er sicherlich die ungeschnittenen vor.

Um die Mannichfaltigkeit der Vorstellungen auf geschnittenen Steinen zu begreifen, sagt Herr Kloß *), müsse man erwägen, daß die Alten keine den Geschlechtern eigenthümliche Wappen in den Ringen geführet. Das schreibt er dem ehrlichen Kirchmann auf Treu und Glauben nach. Indeß ist nur so viel davon wahr, daß dergleichen Geschlechtssiegel nicht so gewöhnlich bey ihnen waren, als sie bey uns sind. Wer sie ganz und gar läugnen will, der ist bald widerlegt. Hatte nicht Galba ein solches προγονικον σφραγισμα, wie es Dio **) nennet? Bis auf ihn hatten die Kayser alle mit dem Kopfe des Augustus gesiegelt; aber er behielt sein Geschlechtssie-

*) S. 20.

**) Libr. LI. p. 634. Edit. Reimari.

Digitized by Google

gel, welches ein Hund war, der sich über das Vordertheil eines Schiffes herabbeugte. Die ganze Familie der Macrianer führte den Alexander in ihren Ringen. Hiervon bringt Kirchmann selbst die Stelle aus dem Trebellius Pollio in dem nehmlichen Kapitel bey, in welchem er die Geschlechtssiegel der Alten läugnet! Aber welcher Compilator hat nicht auf der andern Seite schon vergessen, was er auf der ersten geschrieben?

Und nun hören Sie doch, wie Herr Klotz diese Materie schließt *)! „Wir würden also, „sagt er, von der Steinschneidekunst ungefähr „folgende chronologische Geschichte zu entwerfen haben. Sie scheinet im Orient entstanden zu seyn, wurde von den meisten Völkern Asiens ausgeübt, und besonders von „den Aegyptern getrieben. Dann kam sie zu „den Hetruriern, ward den Griechen bekannt, „und endlich in Rom aufgenommen.“ Sagen Sie mir doch, was den Herrn Klotz mag

*) S. 26.

bewogen haben, den Hetruriern eine früh ere Kenntniß der Steinſchneidekunſt beyzulegen, als den Griechen? Glaubt er wirklich, daß ſie den Hetruriern unmittelbar von den Aegyptern mitgetheilet worden? Iſt es alſo mehr als eine leere Vermuthung des Buonarotti, daß die Hetrurier eine Colonie der Aegypter geweſen? Hat man, außer der Aehnlichkeit des Styls in den Zeichnungen beyder Völker, hiſtoriſche Beweiſe davon; und welche ſind es? Doch ich will dieſe Frage nicht weiter fortſetzen. Herr Kloß hat ſicherlich an keine derſelben gedacht; ſondern, allem Anſehen nach, dieſe ſeine chronologiſche Geſchichte lediglich nach der Folge der Kapitel in Winkelmanns Geſchichte der Kunſt abgefaßt. Wie dieſe, mit Abſicht auf die verſchiednen Stufen der Kunſt, geordnet ſind, läßt er die Kunſt ſelbſt wandern: aus Aegypten nach Hetrurien, aus Hetrurien nach Griechenland, und aus Griechenland nach Rom.

Siebzehnter Brief.

Was Herr Klotz hierauf von dem verschiedenen Syl der Aegyptischen, Hetrurischen und Griechischen Künstler beybringt, das gehört dem Herrn Winkelmann; ob er es gleich vollkommen in dem Tone eines Mannes vorträgt, der alle diese Dinge sich selbst abstrahiret hat.

Eine Stelle fällt mir darunter in die Augen, die zur Probe dienen kann, in welchem hohen Grade Herr Klotz die Geschicklichkeit besitzt, fremde Bemerkungen so zu verstümmeln, daß ihre Urheber alle Lust verlieren müssen, sich dieselben wiederum zuzueignen.

„Man hat, sagt er *), viel hohlgegrabene „Steine der Aegypter. Allein der Graf Caylus erinnert sich nicht, einen erhaben geschnit„tenen Stein gesehen zu haben. Hatten die

*) S. 27.

„Aegypter keinen Geſchmack an den letztern? „oder hat ein ungefährer Zufall ſie unſern „Augen entzogen? oder was iſt ſonſt die Ur„ſache dieſer Seltenheit?“

Wie? Caylus erinnerte ſich keines einzigen Aegyptiſchen Cameo? Er beſaß ja ſelbſt einen, den er ſelbſt beſchrieben, und deſſen ich mich bey ihm ſehr wohl erinnere: einen Löwen auf einem Carneol *).

Nun ſehe ich den Ort nach, wo Herr Kloß bey dem Caylus ſo etwas will gefunden haben, und ſehe, daß Caylus bloß ſagt: „Ungeachtet wir eine große Menge Aegyptiſcher „Steine kennen, welche in die Tiefe geſchnit„ten ſind, ſo haben wir doch beynahe gar keine, „an denen die Figuren erhaben geſchnitten „ſind, und die wir pierres camées nen„nen **).“ — Beynahe gar keine! Heißt das, keine? Vielmehr ſagt Caylus damit, daß ihm einige bekannt geweſen.

*) Samml. von Alterth. B. I. Taf. 1. Nr. 3.

**) Ebend. S. 26. deutſcher Ueberſ.

Sonst hätte ich selbst ihm ein Paar nachweisen können. Der schönste Aegyptische Stein, den Natter jemals gesehen, und der an trefflicher Arbeit keinem Griechischen etwas nachgab, war ein Cameo. Er stellt den Kopf einer Isis vor, und gehörte dem Marchese Capponi zu Rom. Einen ähnlichen, aber größern, besaß D. Mead *).

Ich glaube gläserne Pasten von beyden in der Stoschischen, jetzt Königlichen Preußischen Sammlung gesehen zu haben. Herr Winkelmann sagt zwar **), daß das Original des erstern sich in dem Collegio des h. Ignatius zu Rom befinde; allein es kann aus dem Besitze des Marchese Capponi dahin gekommen seyn. Wo das Original des zweyten sey, giebt Herr Winkelmann gar nicht an: doch der Umstand, daß er eine ähnliche Isis, nur etwas größer, vorstelle, läßt vermuthen, daß er in der Sammlung des D.

*) Traité de la Methode antique &c. Préf. p. 7.

**) Descript. des Pier. gr. p 9. 10.

Digitized by Google

Mead zu ſuchen geweſen. Irre ich mich; deſto beſſer: So finden ſich zwey vortreffliche erhabne Aegyptiſche Steine mehr, die dem Hrn. Kloz wohl hätten bekannt ſeyn ſollen.

Die nehmliche Stoſchiſche Sammlung enthält noch verſchiedene andere, ſowohl alte als neue Aegyptiſche Paſten, die alle von erhabnen Steinen genommen worden, und deren Originale in den Kabinettern entweder verſtreuet ſind, oder verloren gegangen.

Die Fragen, in welche Herr Kloz über die vermeynte gänzliche Vermiſſung erhabner Aegyptiſcher Steine ausbricht, ſind ebenfalls die verſtümmelten Fragen des Caylus. Anſtatt ihm ſo ſonderbar nachzufragen, hätte er vielmehr die falſche Vorausſetzung des Grafen rügen ſollen. Weil die Kunſt, die Steine tief zu arbeiten, und die ihr entſprechende Kunſt, ſie erhaben zu arbeiten, nicht wohl anders, als mit gleichen Schritten fortgehen können: ſo ſchließt Caylus, hätten ſich auch die Steine von beyden Gattungen in gleicher Proportion vermehren müſſen. Gewiß nicht;

denn der Gebrauch damit zu siegeln, machte die von der einen Gattung nothwendiger, als die von der andern; und folglich auch häufiger. Daher sind nicht bloß bey den Aegyptischen Steinen, der Camei die wenigern: sondern bey allen. Der Luxus allein vermehrte die Camei; und wenn bey den Aegyptern der Camei gegen ihre vertieften Steine ungleich weniger waren, als bey den Griechen und Römern: so kam es nur daher, weil bey jenen der Luxus niemals so groß gewesen, als bey diesen. Das ist die Auflösung des Räthsels, die Caylus nicht erst von der Zeit hätte erwarten dürfen.

Ich könnte hinzu fügen, daß die Aegypter diejenigen gewesen, welche beyde Arten des Schneidens auf ihren Steinen angebracht. Ich meine die so genannten Scarabäi, welche auf der flachen Seite tiefe Zeichen und Figuren, auf der hintern convexen Fläche aber einen erhaben geschnittenen Käfer zeigen. Herr Kloß muß aus seinen Caylus wis-

ſen *), daß ſich unter dieſen Käfern Stücke von ſehr ſchöner Arbeit finden. Wenn Aelianus aber ſagt **), daß die Käfer, welche die Aegyptiſchen Soldaten in ihren Ringen getragen, eingegrabener Arbeit geweſen wären: ſo hat Aelian entweder ſich geirrt, oder es hat ſich mit dieſen Käfern gerade das Gegentheil von dem zugetragen, was Herr Kloß meinet, das mit den andern Aegyptiſchen Steinen geſchehen. Die von erhabner Arbeit ſind nur allein übrig geblieben: ich wenigſtens habe nie von einem tief gegrabenen Käfer dieſer Art gehört.

*) Erſter Band, Taf. IX. Nr. 3.

**) Hiſt. Animal. Lib. X. cap. 15. — Εγγεγλυμμενον καινθαρον.

Achtzehnter Brief.

Mit einem andern Auge betrachtet Caylus, mit einem andern Winkelmann, die Werke der hetruriſchen Künſtler. Caylus neigte ſich noch immer gegen die Meinung des Buonarotti, welcher die hetruriſche Kunſt Aegyptiſchen Urſprungs macht: Winkelmann hingegen will davon nichts wiſſen; ſondern, wenn die Kunſt durch Fremde nach Hetrurien gebracht worden, ſo waren es, nach ihm, die Pelasger, von welchen die Hetrurier den erſten Unterricht darin bekamen. Jenem iſt es genug, daß ein Stein, den man für hetruriſch hält, ein Scarabäus iſt, um daraus auf die Verwandtſchaft dieſes Volkes mit den Aegyptern zurück zu ſchließen: dieſer erkennt zwar in dem älteſten hetruriſchen Styl die Aehnlichkeit mit dem ägyptiſchen; aber auch der älteſte griechiſche Styl hatte dieſe Aehnlichkeit: und das iſt genug, ſie in den hetruriſchen Werken zu erklären, ohne des-

Digitized by Google

wegen zu einer unmittelbaren Abſtammung von den Aegyptern ſeine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Mit welchen von beyden hält es Herr Klotz? — O, Herr Klotz hält es mit beyden: deſto flinker geht das Abſchreiben von Statten. Denn ſo ungefähr eine Verbindung iſt zwiſchen beyden bald gemacht. „An einigen ihrer Werke „ſagt er *), kann man die Quelle wahrnehmen, „woraus die Künſte der Hetrurier gefloſſen; ich „meine Aegypten. — Die Werke ſpäterer Zeiten zeugen von einer Bekantſchaft mit Griechenland.“ Die Werke ſpäterer Zeiten! Sehen Sie, nun haben Caylus und Winkelmann Recht; einer ſo gut wie der andere. Aber fragen Sie ja nicht: warum nur die Werke ſpäterer Zeiten? Fragen Sie ja nicht: welche ältere hetruriſche Steine Herr Klotz kennt, als den mit den fünf Helden vor Theben? und wie er ſelbſt eben dieſen Stein, drey Zeilen vorher, wegen ſeines Alterthums rühmen, und dennoch

*) S. 26.

gleich darauf die Bekanntschaft der hetruriſchen Künſtler mit der grichiſchen Geſchichte und Fabel, auf ihre Werke ſpäterer Zeit einſchränken können? Der Compilator kann ſich widerſprechen, ſo oft als er will.

Von den Hetruriern leitet Herrn Klotz ſeine chronologiſche Ordnung auf die Griechen. „Zur „höchſten Vollkommenheit, ſchreibt er*), ward „die Steinſchneidekunſt von den Griechen ge„bracht, welche dieſelbe, nach der Meinung ei„niger Schriftſteller, von den Aegyptern em„pfangen, aber durch die Größe ihres Geiſtes „erhoben hatten.„ Geben Sie wohl Acht! Nach der Meinung einiger Schriftſteller, von den Aegyptern: aber nach ſeiner, und beſſern, die ſich auf die Chronologie gründet, von den Hetruriern! Oder wollen wir Herrn Klotz dieſe gar zu große Ungereimtheit lieber nicht behaupten laſſen, ob er ſie ſchon wirklich ſagt? Gut, ſie mag nichts als Mangel an Präziſion ſeyn: und wir wollen, was er da vorbringt, von einer andern Seite betrachten.

*) S. 29.

Wer ſind die einigen Schriftſteller, welche behaupten, daß die Griechen die Steinſchneidekunſt von den Aegyptern empfangen? Herr Kloß, der die Quellen gebraucht zu ſhaben verſichert, verweiſet uns desfalls auf Nattern. Natter iſt keine Quelle; aber die Quellen werden ſich bey dem Natter finden: gut. Ich ſchlage alſo Nattern nach, und finde, daß er allerdings ſagt: J'en conclus naturellement — que le Grecs & les autres nations avoient emprunté leur méthode de graver des Egyptiens & l'avoient perfectionnée, comme tant de ſavans l'ont déja prouvé évidemment. Ein Stern verweiſet mich unter den Text; und da ſtehen wirklich einige von dieſen Gelehrten genannt: Plinius, Stoſch und Mariette. Aber Stoſch und Mariette gelten eben ſo viel als Natter und Kloß: und alles beruhet folglich auf dem Plinius, deſſen Anführung buchſtäblich nachgeſchrieben, ſo ausſieht; Plin. lict. 35. c. 3. p. m. 346 Anaglypho opere gemmis inſculpere populis illis (Aegyptiis) mos erat, &c.

Digitized by Google

Ich sage: Herr Klotz muß diese Anführung nicht nur nicht nachgeschlagen, sondern auch nicht einmal gelesen haben,

Denn wenn er sie gelesen hätte, würde er sich ihrer doch wohl da erinnert haben, wo er ganz, und gar von keinen erhaben geschnittenen Aegyptischen Steinen wissen will. Wenigstens würde er seine Frage: „Hatten etwa die Aegyp„ter keinen Geschmack an solchen Steinen?“ zurück behalten haben: indem, nach den angeführten Worten des Plinius, sie gerade mehr Geschmack an erhaben, als an tief geschnittenen Steinen gehabt hätten? anaglypho opere gemmis insculpere populis illis mos erat. — Doch ich vergesse schon wiederum den Compilator, der sich schlechterdings an nichts zu erinnern braucht.

Nachgeschlagen hat er die Stelle wenigstens gewiß nicht. Denn wenn er sie nachgeschlagen hätte, würde er sie sicherlich — nicht gefunden haben; wenigstens da nicht gefunden haben, wo sie stehen soll. Sie steht nicht in dem dritten Kapitel des fünf und dreißigsten Buchs: sie

steht

steht in dem ganzen fünf und dreißigsten Buche nicht; kurz, sie steht in dem ganzen Plinius nicht, und Gott mag wissen, wo sie Natter oder Herr Dechamps, dessen Feder sich Natter bediente, hergenommen hat.

Wie gefällt Ihnen das? Was sagen Sie zu einem solchen Quellenbraucher, der aus der ersten der besten Pfütze schöpft, ohne sich zu bekümmern, was für Unreinigkeiten auf dem Grunde liegen?

Neunzehnter Brief.

Von den Römern, in Absicht auf die Kunst, schwatzt Herr Klotz *) nach dem alten, von Winkelmann **) genugsam widerlegten Vorurtheile, daß ihre Künstler einen eignen Styl ge-

*) S. 30 u. f.

**) Gesch. der Kunst, S. 291. und 293.

habt. „Wahre Kenner, sagt er, bemerken an „den römischen Steinen eine trockne Zeichnung, „ein ängstliches und plumpes Wesen, eine kalte „Arbeit, und an den Köpfen weder Geist noch „Charakter.“ Ueber die wahren Kenner! Wenn das den römischen Styl ausmacht, so arbeiten alle Stümper im römischen Style. Aber wer heißt denn diese wahren Kenner, alles was schlecht ist, für römisch ausgeben? Gab es un er den grichischen Künstlern keine Stümper?

Der letzte Stoß, mit dem Herr Klotz gegen die römische Kunst ausfällt, ist besonders merkwürdig. Auch ist er ganz von seiner eignen Erfindung, und mit einer Behendigkeit und Stärke geführt, daß ich gar nicht absehe, wie er zu pariren ist. „Die Römer, versichert er, hatten „nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen „Steinschneider anzudeuten.“

Was eine so gering scheinende Anmerkung aus dem Wörterbuche, mit eins für einen Aufschluß in die Geschichte der Künste geben kann!

Nun rede man mir ja nichts mehr von der Baukunst der Römer! Sie hatten ja nicht

Digitized by Google

einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Baumeister anzudeuten. *)

Eben so wenig sage man mir von ihrer Dichtkunst! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Dichter anzudeuten.

Hingegen ist aus eben diesem Grunde klar, daß wir Deutschen ganz andere Architekte und Poeten haben müssen.

Nur fällt mir ein, — kaum getraue ich mir aber gegen einen Lateiner, wie Herr Kloß ist, einen solchen Einfall vorzubringen — ob es auch wirklich wahr ist, daß die Römer kein Wort in ihrer Sprache gehabt, einen Steinschneider anzudeuten?

Sigilliarius, worüber sich Herr Kloß in der Note allein ausläßt, mag es freylich nicht seyn; und besonders mag es, mit Flaturarius verbunden, (nicht Flatuarius, wie Herr Kloß zweymal mit großen und mit kleinen Buchstaben drucken lassen) wohl etwas ganz anders heißen.

*) S. die Zusätze des Herausgebers, VIII.

„Herr Walch, sagt Herr Klotz, erklärt es rich„tiger durch signorum statuarumque ex me„tallo fuso fabricator.“ Es kann seyn; aber warum denn eben Herr Walch? Schon in Fabers Thesauro war es durch χαλκευς ἀνδριαντοποιος erklärt. Ich für mein Theil möchte indeß die Meister großer Werke nicht anders darunter verstehen, als in so fern ein Künstler, der das Große zu fertigen weiß, auch das Kleinere dieser Art machen kann. Denn für jenen steht das Wort Statuarius insbesondere; und der Sigillarius, denke ich, beschäftigte sich allein mit den kleinen Kunst- und Spielwerken, welche die Römer zum Beschlusse der Saturnalien einander schickten, und welche, nach dem Savat und Rink, größtentheils aus Medaillen bestanden.

Aber was hat Herr Klotz gegen das Wort Scalptor? Ich sollte meinen, es wäre ausgemacht, daß es in dem eigentlichsten Verstande einen Steinschneider bedeute *). Bey dem

*) Scalptores proprie qui gemmas cavant, hoc est, qui cavam faciunt in gemmis effigiem,

Plinius bedeutet es ihn gewiß, ſo oft es allein ſteht; und wenn er eine andere Art Künſtler damit anzeigen will, ſo ſetzt er die beſondere Materie, in der er arbeitet, hinzu. Er ſagt, ſcalptores & pictores hoc cibo utuntur oculorum cauſa; er ſagt, adamantis cruſtae expetuntur a ſcalptoribus, ferroque includuntur: hingegen ſagt er, wenn er von Bildhauern redet, haec ſint dicta de marmorum ſcalptoribus.

Auch kömmt in alten Inſchriften und Gloſſen das Wort cavator und cavitarius vor, welches ganz und gar nichts anders als einen Steinſchneider bedeutet, und von den neuern Griechen ſogar in ihre Sprache übergenommen worden *).

quae pro ſigillo ſolet inſculpi. *Salmaſius ad Solinum* p. 1100. Edit. Par.

*) Salmaſius l. c.

Zwanzigster Brief.

Nun kömmt Herr Klotz auf die berühmtesten Steinschneider neuer und alter Zeit *). Mit jenen thut er, als ob er noch so bekannt sey; er läßt, die er für die vorzüglichsten hält, die Musterung passiren, und jeden mit einer kleinen Censur laufen. Seine Censuren aber sind lauter Scharwenzel, die man versetzen und vertauschen kann, wie man will, indem sie auf den einen eben so gut, wie auf den andern passen: „er hat sich mit Ruhm „gezeigt; er erwarb sich allgemeine Hochach„tung; er ist keinem Freunde der Kunst un„bekannt.“ Was lernt man aus solchen Lobsprüchen? — Daß uns der Ertheiler nichts zu lehren gewußt habe.

Aber Herr Klotz will uns nun mit aller Gewalt belehren: er schreibt also ohne Wahl

*) S. 33—80.

Digitized by Google

und Prüfung aus, und lehrt auf gut Glück, es mag wahr oder falſch ſeyn. „Philipp „Chriſtoph Beckern," ſagt er, „und Marcus „Tuſchern will ich das Lob des Fleißes nicht „ſtreitig machen." Marcus Tuſchern, das Lob des Fleißes! das will ihm Herr Klotz nicht ſtreitig machen! Herr Klotz kennt alſo wohl recht viel geſchnittene Steine von Marcus Tuſchern? O! das wird ihm Marcus Tuſcher noch im Grabe danken. Denn Marcus Tuſcher wollte gar zu gern ein Edelſteinſchneider heißen, und war ganz und gar keiner. — Ganz und gar keiner? und Herr Klotz macht ihn zu einem der fleißigſten? — Der Ausſchreiber müßte ſich hüten, zu dem was er findet, auch nicht eine Sylbe hinzu zu ſetzen! Herr Klotz fand Tuſchern beym Mariette als Steinſchneider angeführt; ob wohl nicht als einen fleißigen: der Fleiß iſt ſein Zuſatz; und durch dieſen Zuſatz wird eine kleine Irrung des Mariette zu einer groben Unwahrheit. Leſen Sie nur folgende Stelle! Mr. Mariette, ſagt Natter in ſeiner Vorre-

de *), ſe trompe encore au ſujet de Mr. *Marc Tuſcher* de Nuremberg, qui n'a jamais gravé en pierres fines. C'étoit un Peintre qui avoit le foible de vouloir paſſer auſſi pour un Graveur. Il a modélé ſon propre portrait en cire molle, fort en petit; il en a fait une empreinte en plâtre, & puis en pâte de différentes couleurs; entre autres en couleur d'Aigue-marine, dont Mr. *Ghinghi*, qui étoit alors Graveur du Grand-Duc de Toſcane, a retouché les cheveux, & poli la face. Il a gravé à la verité la tête de Minerve en pierre Paragone, mais cela ſe peut faire avec une ſimple aiguille & un canif ſur cette pierre, mais non ſur de pierres fines **).

Von den alten Meiſtern hat Herr Klotz ſo etwas hingeworfen, was weder halb noch ganz iſt. Unter denen, die man in Schriften

*) Préf. XXXI.

**) S. die Zuſätze des Herausgebers, IX.

Digitized by Google

genennt findet: vergißt er den Kronius, deſſen Plinius mit dem Pyrgoteles und Appollonides zugleich gedenkt: und von denen, deren Namen bloß auf Steinen vorkommen, bringt er keinen einzigen bey, den er nicht aus dem bekannten Stoſchiſchen Werke genommen hätte. Er ſcheint nicht einmal gewußt zu haben, daß Stoſch an einem zweyten Theile dieſes Werks geſammelt; daß verſchiedene dazu geſammelte Stücke in ſeiner von Winkelmann beſchriebenen Daktyliothek anzutreffen; und daß ſogar von einigen ſehr ſchöne Kupfer, die Schweickart nach Marcus Tuſchers Zeichnung geſtochen, gewiſſen Exemplaren des Winkelmanniſchen Werkes einverleibet ſind. Er hätte ſonſt den Phrygillus anführen müſſen, deſſen auf der Erde ſitzender Kupido, mit einer offenen Muſchel neben ſich, unter allen bekanteſten griechiſchen Steinen einer der ſchätzbarſten iſt; ſowohl in Anſehung der Kunſt und Arbeit, als des hohen Alters, an welchem ihm nach dem Zuge der Buchſtaben in dem Namen des Künſtlers zu

urtheilen, kein einziger von den beschriebenen Steinen beykömmt *). Er hätte sonst, unter den Werken des Solon die Bacchantinn auf einer alten Paste nicht vergessen müssen, die uns eine weit größere Idee von diesem Künstler macht, als uns die bisher von ihm bekannten Steine gewähren können **).

Die historischen Nachrichten von den alten Künstlern sind freylich wenige. Dieses hindert aber nicht, daß nicht über verschiedene dem ungeachtet vielerley anzumerken seyn sollte. Ueber den Dioskorides, z. E. oder wie wir ihn eigentlich schreiben sollten, Dioskurides; denn so hat er sich auf seinen Steinen selbst geschrieben; so hat ihn Torrentius in verschiedenen Handschriften des Suetons geschrieben gefunden. Von den Steinen, die seinen Namen führen, hat man nicht wenige für untergeschobene zu halten; und von denen, die man ihm nicht absprechen kann, werden ver-

*) Winkelmann, Descript. de pier. gr. p. 137.

**) Ibid. p. 251.

Digitized by Google

ſchiedene ganz falſch gedeutet. Die zwey Köpfe des Auguſtus beym Stoſch können keine Köpfe des Auguſtes ſeyn; der ſo genannte Diomedes mit dem Palladium ſtellt vielleicht ganz etwas anders vor; u. ſ. w.

Doch mit den Unterlaſſungsſünden des Herrn Klotz muß ich mich ja nicht abgeben. Ich würde kein Ende finden!

Ein und zwanzigſter Brief.

Laſſen Sie ſehen, was Herr Klotz von der Materie, in welche dieſe Künſtler arbeiteten, von den Steinen als Steinen, weiß.

„Die alten Künſtler, ſchreibt er *), gru„ben in alle Arten von koſtbaren Steinen. „Mariette ſagt, daß er ſogar ſchöne Sma„ragde und Rubinen geſehen habe, in welche „der Steinſchneider Figuren geſchnitten. Aber „dieſes ſcheint mir ſeltner geſchehen zu ſeyn,

*) S. 40.

„am seltesten mit dem Rubin, wegen seiner „Härte und großem Werthe. Selten sind „auch ihre Werke in Sapphir. Am häufig„sten brauchten sie zu hohlgegrabnen Werken „den Carneol und Agath, von Einer Farbe, „so wie sie sich bey erhabnen Werken der ver„schiedenen Agathonyche und Sardonyche be„dienten."

Wie vieles wäre hier zu erinnern! Wie manches müßte geändert und genauer ausgedrückt werden, ehe es von einem Manne geschrieben zu seyn scheinen könnte, der in diesen Dingen kein Fremdling ist!

Es sey, daß die alten Künstler, so gut wie die neuern, in alle Arten von Edelsteinen schneiden können; es sey, daß sie wirklich in alle geschnitten haben. Ihre Werke auf eigentliche Edelsteine waren darum doch eben so selten, als dergleichen zu unserer Zeit sind, und es ist bloße Declamation, wenn Herr Kloß an einem andern Orte *) schreibt, „daß jene Nei„gung der Alten zu den Ringen mit geschnitte-

*) S. 21.

„nen Steinen einen beſſern Geſchmack anzeige, „als man heut zu Tage habe, da man bloß ge„ſchliffene Steine, ohne daß die Erfindung „oder Arbeit des Steinſchneiders ſich auf eine „Art daran gezeigt hätte, die uns unterrichten „oder ergötzen könnte, hoch ſchätzt, und mit un„geheuren Summen bezahlt.“ — Dergleichen Steine, die man jetzt mit ungeheuren Summen bezahlt, hielt auch das Alterthum, wie ich ſchon erinnert habe, für viel zu gut, ſie von der Kunſt verletzen zu laſſen. Auch ſchon vor Alters dünkte es der Prachtliebe von beſſerm Geſchmacke, dergleichen Steine als bloße Steine zu tragen *); und nur denen von geringerm Werthe ließ man durch die Kunſt einen höhern Werth ertheilen, ut alibi ars, alibi materia eſſet in pretio. Und wahrlich ſo gehört es ſich auch! Denn wenn die Kunſt nicht ausdrücklich, zur

*) Alias deinde gemmas luxuria violari nefas putavit, ac ne quis ſignandi cauſum in annulis eſſe intelligeret, ſolidas induit. Plinius lib. XXXIII. ſect. 6.

leichtern und glücklichern Behandlung, die kostbarere Materie erfordert: so ist es albern, und zeugt gerade von keinem Geschmacke, und zeugt von nichts, als einer barbarischen Verschwendung, diese kostbarere Materie dem ungeachtet, vorzüglich vor der weniger kostbaren, aber zur Behandlung mehr geschickten Materie, zu brauchen.

Wenn folglich die Alten auch schlechterdings nie in Diamant, oder Smaragd, oder Rubin geschnitten hätten; wir Neuern hingegen hätten in nichts als solche Steine geschnitten: so würde dieses doch auf keine Weise ein Vorzug für unsere Künstler seyn; gesetzt auch, daß ihre Arbeit vollkommen so gut, als die Arbeit der alten Künstler wäre. Zwar gehört die Härte mit unter die Eigenschaften, welche den Werth eines Steines erhöhen; und derjenige Künstler, der einen ungleich härtern Stein bearbeitet, findet ungleich größere Schwierigkeiten zu übersteigen, als der, welcher einen geschmeidigern unter Händen hat. Aber die überstiegene Schwie-

Digitized by Google

rigkeit machte bey den Alten keine Schönheit mehr, und ihren Künſtlern kam es nie ein, ſich muthwillig Schwierigkeiten zu ſchaffen, um ſie überwinden zu können.

Wenn ein Natter zwölfmal mehr Zeit braucht, einen Kopf in einen Diamant zu ſchneiden, als in einen andern orientaliſchen Stein *): warum ſoll Natter ſeiner Zeit und ſeiner Ehre ſo feind ſeyn, und für zwölf Kunſtwerke nur Eins machen? Was hilft es ihm, daß dieſes Eine von Diamant iſt? Der Diamant hat nicht gemacht, daß ſeiner Kunſt ein einziger Schwung ſanfter, ein einziger Druck kräftiger gerathen: aber die Kunſt hat den Diamant verhunzt. Der Diamant hat von ſeiner Maſſe, hat von ſeinem Feuer verloren: und warum? wozu? Eben die Kunſt, die uns dieſen Verluſt kaum kann vergeſſen machen, würde jeden geringern Stein in einen Diamant veredelt haben.

Und ſo wollte ich ſicher annehmen, daß überall, wo in den alten Schriftſtellern eines

*) Prèf. XVI.

besondern kostbaren Ringes oder Steines gedacht wird, ein Stein ohne Figuren zu verstehen sey. Von dem, zu dessen freywilligem Verluste sich Polykrates entschloß, um die neidische Gottheit zu versöhnen, die sein ununterbrochenes Glück leicht beleidigen dürfte, sagt es Plinius ausdrücklich; ja, seine Worte *) scheinen sogar anzudeuten, daß dieser Stein nicht einmal geschliffen, sondern völlig so gewesen, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

Hingegen bin ich völlig der Meinung, daß wenn Eupolis den Cyrenäern nachsagte**), daß der geringste von ihnen einen Siegelring trage, der zehn Minen koste, dieser Vorwurf der Verschwendung mehr auf die zu theuren Steine ging, welche sie ungeschnitten in ihren Ringen trugen, oder geschnitten zu ihren Sie-

*) Polycratis gemma, que demonstratur, illibata intactaque est. Libr. XXXV. sect. 4.

**) Aelianus Hist. var. lib. XII. cap. 30.

Digitized by Google

Siegeln mißbrauchten, als auf den zu grossen Lohn, den sie dem Künstler für den Schnitt entrichteten.

Zwey und zwanzigster Brief.

Allerdings ist es ganz ohne Grund, wenn Hr. Klotz in dem Ringe, welcher die Feindschaft zwischen dem Cäpio und Drusus veranlaßte, so wie in dem Opale, der dem Nonius die Verbannung zuzog, geschnittene Steine finden will *). Aber über den Ring des Polykrates, meinen Sie, dürfte dem Plinius weniger zu glauben seyn, als dem Herodotus und Strabo und Pausanius und Tzetzes, die nicht allein ausdrücklich sagen, daß der Stein desselben ein geschnittener Stein gewesen, sondern auch den Meister nennen, der ihn geschnitten habe.

*) S. 21.

Und doch halte ich es lieber mit dem Plinius! Nicht zwar deswegen, weil Plinius sagt, daß dieser Stein des Polykrates, welcher ein Sardonix gewesen, noch bey seiner Zeit zu Rom in dem Tempel der Concordia, gezeigt worden, und er sich also mit seinen eigenen Augen belehren können; denn er selbst sagt das, weil er es sagen hören, nicht weil er es wirklich glaubt *): sondern ich gründe

*) Sardonychem, heißen die Worte des Plinius, eam gemmam fuisse constat: Ostenduntque Romae, si credimus, Concordiae delubro, cornu aureo Augusti dono inclusam, & novissimum prope locum tot praelatis obtinentem. Dieses giebt unser deutscher Uebersetzer: „und man zeigt ihn, wo „wirs glauben wollen, zu Rom in der Ka„pelle der Eintracht, wo er durch das Ge„schenk der Kayserin in ein goldenes Horn „eingeschlossen ist, und da ihm so viele vor„gezogen sind, fast den letzten Ort behaup„tet.“ Ich zweifle, ob man daraus versteht, was Plinius sagen wollen, und was er für

mich auf etwas anders. Auf den Künſtler nehmlich, der ihn geſchnitten haben ſoll.

Theodorus von Samos wird als dieſer genennt. Nun aber ſagt das ganze Alterthum, daß dieſer Theodorus in Metall gearbeitet, und zugleich ein Baumeiſter geweſen. Wäre es nicht faſt ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinſchneider zu machen? Und wie, wenn der Ring, von dem die Rede iſt, ſein Werk ſeyn könnte, wenn er auch kein Steinſchneider geweſen wäre? wenn er ihn nehmlich bloß gefaßt hätte? Ohne Zweifel paßt die-

ein goldenes Horn gemeinet, in welchem ſich dieſer Stein befand. Ich glaube, er meinte das Füllhorn, mit welchem die Göttin der Eintracht vorgeſtellet wird. Dieſes war mit Edelſteinen beſetzt, unter welchen ſich auch der Sardonyx des Polykrates, wie man vorgab, befand; aber faſt ganz unten, wo er ſo vielen andern nachſtehen mußte, zum Beweiſe, wie ſehr der Luxus in dieſen Koſtbarkeiten, ſeit den Zeiten des Polykrates, geſtiegen.

ses zu seiner anderweitigen Kunst besser; und Herodotus scheinet in der That auch nichts anders sagen zu wollen: ἦν ὁ σφρηγὶς τὴν ἐφορε χρυσοδετος — ἦν δὲ ἐργον Θεοδωρε τε Τηλεκλεος Σαμιε. „Polykrates hatte einen in Gold „gefaßten Stein, welcher ein Werk des Theo„dorus war." Ich verstehe, in so fern er gefaßt war; nicht aber, in so fern er irgend eine eingeschnittene Figur enthielt. Denn es ist falsch, was Kuhn *) und andere sagen, daß σφραγὶς nothwendig einen Ring mit einem geschnittenen Steine bedeute; es kann eben sowohl einen Ring mit einem bloßen ungeschnittenen Steine bedeuten. Denn Pollux sagt ausdrücklich **): ἐτο (σφραγιδας) τες ἐπισημες δακτυλιες ὀνομαζων, τες τα σημαντρα, ἡ λιθες ἐν αὐτοις ἐχοντας. Und beym Theophrast heißen σφραγιδια durchgängig alle Edel-

*) Σφραγιδες differebant ἀπο των δακτυλιων in eo, quod signa quaedam habebant insculpta in gemmis. *In Indice ad Ael. Hist. var.*

**) Lib. V. segm. 100.

ſteine überhaupt, wie man ſie in Ringen zu tragen pflegt, ohne Abſicht auf darein gegrabene Zeichen oder Bilder.

Indeß iſt es auch nicht zu läugnen, daß σφραγις öfters im engern Verſtande das ἐκμαγειον, das Bild, die Figur bedeute, welche auf den Stein geſchnitten iſt, und ſich in dem Wachſe abdrückt. Ja, eben dieſe Zweydeutigkeit ſcheint mir die Urſache zu ſeyn, warum man in der angeführten Stelle des Herodotus einen Steinſchneider zu finden geglaubt, wo man nichts als einen Goldarbeiter ſehen ſollen. Was bey dem Herodotus σφηγις σμαραγδε λιθε ἐσσα heißt, heißt bey dem Pauſanias *) ἐπι τε λιθε της σμαραγδε σφραγις: und man muß ſonach erſt dieſes wiederum in jenes überſetzen, wenn man ſich nicht eine ganz falſche Vorſtellung davon machen will.

Ich halte mich bey dieſer Kleinigkeit auf, weil es mir vorkömmt, als habe uns Plinius die Epoche der erfundenen, oder in Griechen-

*) Lib. VIII. p. 629. edit. Kuh.

land wenigstens bekannter gewordenen Kunst in Stein zu schneiden, zwischen die Zeiten des Polykrates und Ismenias wollen vermuthen lassen *). Er sagt: Polycratis gemma, quae demonstratur, illibata intactaque est; Ismeniae aetate, multos post annos, apparet scalpi etiam smaragdos solitos. „Der „Edelstein des Polykrates war völlig unver„letzt; und erst zu den Zeiten des Ismenias, „viele Jahre nachher, zeigt es sich, daß man „auch in Smaragd geschnitten." Ein geschnittener Stein aus den Zeiten vor dem Polykrates war dem Plinius also nicht vorgekommen: und der Smaragd des Ismenias war der erste geschnittene Stein, dessen er erwähnt gefunden.

Dieses Datum aber fiele weg, wenn man nothwendig zugeben müßte, daß Theodorus von Samos auch in Edelsteinen gearbeitet habe. Indeß hätte Herr Winkelmann es immer als ausgemacht annehmen mögen: wenn er das

*) Lib. XXXVII. sect. 4.

Zeitalter dieſes Künſtlers nur nicht überhaupt ſo ſehr unrichtig beſtimmt hätte. „In Erz *), „ſagt er, müßte man in Italien weit eher „als in Griechenland gearbeitet haben, wenn „man dem Pauſanias folgen wollte. Dieſer „macht die erſten Künſtler in dieſer Art „Bildhauerey, einen Rhökus und Theodo„rus aus Samos, namhaft. Dieſer letzte „hatte den berühmten Stein des Polykrates „geſchnitten, welcher zur Zeit des Krösus, „alſo etwa um die ſechzigſte Olympias, Herr „von der Inſel Samos war. Die Scriben„ten der römiſchen Geſchichte aber berichten, „daß bereits Romulus ſeine Statue, von „dem Siege gekrönt, auf einem Wagen mit „vier Pferden, alles von Erz, ſetzen laſſen, „u. ſ. w.“

Es folgt nicht, weil Theodor den Stein des Polykrates geſchnitten, weil er die große Vaſe von Silber gearbeitet hatte, welche Krösus in den Tempel zu Delphi ſchenkte, daß

*) Geſchichte der Kunſt, S. 16.

er darum ein Zeitverwandter des Polykrates und Krösus gewesen. Krösus und Polykrates konnten im Besitze dieser Kunstwerke seyn, ohne sie dem Meister selbst aufgegeben zu haben. Dieser konnte längst vor ihnen gelebt haben: und muß auch. Denn Plinius sagt ausdrücklich: Plasticen inveniſſe Rhoecum & Theodorum tradunt, multo ante Bacchiadas Corintho pulſas. Diese Vertreibung der Bacchiaden geschah durch den Cypselus, um die dreißigste Olympiade; und das multo ante des Plinius bringt das Zeitalter des Theodorus den Zeiten des Romulus ungleich näher: ja beyde können gar wohl als völlig zeitverwandte Personen betrachtet werden.

Aus dem Clemens Alexandrinus lernen wir zwar, daß Polykrates mit einer Leyer gesiegelt *); und Junius vermuthet, daß diese eben das Sinnbild gewesen, welches Theodorus auf jenen Stein geschnitten. Aber wir wissen, daß man in den ältesten Zeiten auch mit Ringen von bloßem Metall siegelte, in welches die Na-

*) Paedag. Lib. III. p. 289. Edit. Pott.

men oder Sinnbilder gegraben waren: und folglich kann die Nachricht des Clemens ihre Richtigkeit haben, ohne daß darum die Nachricht des Plinius falſch iſt. Denn in dieſer iſt nicht von bloßen Siegelringen, ſondern von Siegelringen mit geſchnittenen Steinen die Rede; und es iſt der Natur der Sache gemäß, daß jene längſt im Gebrauche geweſen, ehe dieſe aufgekommen *).

Drey und zwanzigſter Brief.

Zum Beweiſe, daß die Cyrenäer von je her als ein der Verſchwendung und Wolluſt äußerſt ergebenes Volk bekannt geweſen, führt Aelian aus dem Eupolis an, daß der geringſte von ihnen einen Ring von zehn Minen getragen, ὁς τις αὐτων ἐυτελεστατος σφραγιδας ἐιχε δεκα μνων; und ſetzt hinzu: παρην δε θαυμαζεσθαι και τας διαγλυφοντας τας δακτυλιους; „denn

*) S. die Zuſätze des Herausgebers, X.

„man hatte Ursache, die, welche die Ringe „gestochen hatten, zu bewundern.“

Aber hier muß man den Zusatz des Aelians von dem Zeugniß des Eupolis unterscheiden. Es ist bloß die Auslegung des Aelians, daß diese Ringe wegen der Arbeit des Steinschneiders so kostbar gewesen. Denn σφραγίδες, wie schon erinnert, heißen nicht eben nothwendig Ringe mit geschnittenen Steinen; und wenn sie es auch hier hießen, so ist darum noch nicht ausgemacht, ob der Stein, oder die Arbeit in dem Steine, das mehreste gekostet.

Ich weiß wohl, auch Christ *) hat das

*) Comment. Lipſ. litt. Vol. I. p. 325. Wenn Christ die Worte des Aelians daselbst anführt, so sagt er: Haec autem sunt ejus verba, e Commentariis Eupolis petita, super moribus Cyrenensium. Aelian aber citirt den Eupolis bloß ἐν τῷ Μαρίκᾳ; und Marikas war der Titel eines seiner Lustspiele, in welchem er der Verschwendung der Cyrenäer ohne Zweifel nur im Vorbeygehen ge-

letztere angenommen, um daraus zu zeigen, wie hoch die Alten die Kunst des Steinschneidens geschätzt, und wie gut sich die Meister derselben bezahlen lassen. Er evaluirt die zehn Minen über hundert und sechs und sechzig Thaler jetzigen Geldes; und meint, daß dieses der ganz gewöhnliche Preis eines geschnittenen Steines gewesen. Aber ich finde, daß die geschnittenen Steine zu eben den alten Zeiten weit wohlfeiler gekauft wurden. Ismenias durfte für einen Smaragd, auf welchen eine Amymone gestochen war, nicht mehr als vier goldene Denare bezahlen, ob er gleich gern sechs dafür bezahlt hätte; und vier goldene Denare machen, nach eben dem Fuße evaluirt, welchen Christ angenommen, nicht viel mehr als sechzehn Thaler. Nun ist der Unterschied von sechzehn auf hundert und sechs und sechzig Thaler ohne Zweifel zu groß,

dachte. Wie hat Christ aus diesem Lustspiele eigene Commentarii super moribus Cyrenensium machen können? — S. die Zusätze des Herausg. XI.

als daß er bloß von der mehr oder weniger trefflichen Arbeit hätte entstehen sollen; und die Ringe der Cyrenäer müssen nicht bloß besser geschnittene, sondern auch an und für sich selbst ungleich theuere Steine gehabt haben.

Was Plinius von dem Smaragde des Ismenias erzählt, ist von Harduin und andern sehr falsch verstanden worden, so deutlich auch die Worte des Plinius sind. Erlauben Sie mir, sie her zu setzen *). Nec deinde alia, quae tradatur, magnopere gemmarum claritas exstat apud auctores: praeterquam Ismeniam choraulem, multis fulgentibusque uti solitum, comitante fabula vanitatem ejus, indicato in Cypro sex aureis denariis smaragdo, in quo fuerat sculpta Amymone, jussisse numerari: & cum duo relati essent, imminuto pretio, male hercules curatum, dixisse: multum enim detractum gemmae

*) Libr. XXXVII. Sect. 3.

dignitati. Iſmenias erfährt, daß in Cypern ein geſchnittener Smaragd für ſechs goldene Denare zu verkaufen ſey; geſchwind ſchickt er einen hin, der ſolchen um dieſen Preis für ihn kaufen ſoll. Der Beſitzer läßt ſich handeln; Iſmenias bekömmt den Stein für vier Denare, und zwey Denare wieder zurück. Anſtatt aber, daß er hierüber vergnügt ſeyn ſollte, iſt er vielmehr ärgerlich. Der Stein, ſagt er zu dem Unterhändler, iſt nun das nicht mehr, was er geweſen, um ſo viel wohlfeiler du ihn bekommen, um ſo viel ſchlechter haſt du ihn gemacht. Die Worte, & cum duo relati eſſent, beziehen ſich offenbar auf denarios aureos. Harduin aber nimmt es ſo, als ob bey duo zu verſtehen wäre Smaragdi, und glaubt, Iſmenias hätte für ſeine ſechs Denare zwey Smaragde ſtatt eines bekommen. Mercatorem, ſagt er, puduit tanti aeſtimaſſe vel unicum: pretio perſoluto duos emptori obtulit. Eben ſo hat auch unſer deutſcher Ueberſetzer den Plinius verſtanden. „Es ſey in Cyprus ein Smaragd für ſechs gol-

„dene Denare feil geboten worden, in welchem „die Ammone eingegraben war, und er habe „das Geld dafür bezahlen lassen: als man ihm „nachher zwey dafür brachte, habe er gesagt, „u. s. w.“ Relati kann nur auf etwas gehen, was Ismenias wieder bekam; was er erst gegeben hatte: und das waren die zwey Denare. Wie hätte auch der Verkäufer, statt Eines solchen Steins, gleich zwey geben können, da es kein bloßer, sondern ein geschnittener Smaragd war? Die Sache spricht für sich selbst.

Ismenias war ein Zeitverwandter des Antisthenes *), welcher den Sokrates überlebte.

*) Plutarch merkt in dem Eingange zu dem Leben des Perikles an, daß es Geschicklichkeiten gebe, die wir bewundern können, ohne die, welche sie besitzen, hoch zu schätzen; daß wir uns über ein Werk freuen können, dessen Meister wir verachten. Antisthenes habe daher sehr wohl gesagt als er gehört, daß Ismenias ein sehr geschickter Flötenspieler sey: „doch „muß er ein schlechter Mensch seyn, sonst wä„re er kein so guter Flötenspieler.“ Antisthe-

Digitized by Google

Man kann annehmen, daß er gegen die neunzigste Olympiade geblühet. Ungefähr in eben

nes liebte die Musik überhaupt nicht, die er zu den Weichlichkeiten des Lebens zählte, an welchen der Weise keinen Geschmack haben müsse. Als einst bey einem Gastmahle jemand zu ihm sagte: Singe; so antwortete er ihm: Und du, blase mir. Ειποντος αὐτῳ τινος παρα ποτον, ᾄσον, Συ μοι, φησιν, αὐλησον. Die Antwort sagt gar nichts, wenn sie nicht eben das sagt, was wir bey den deutschen Worten verstehen würden! Ganz gewiß eine eine unsäthige Grobheit; die sich aber ein Cyniker gar wohl erlaubte. Doch ich will hier nicht von dem Hasse des Antisthenes gegen die Musik, auch nicht von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit reden, durch unablässige Uebung eine nichtswürdige Geschicklichkeit auf den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit zu bringen, und dabey dennoch ein guter rechtschaffener Mann zu seyn: ich betrachte jetzt nur das Urtheil des Antisthenes als einen Beweis, daß Ismenias ein Zeitwandter dieses Phi-

diese Zeit muß die Kömödie des Eupolis fallen, aus welcher Aelian sein obiges Zeugniß von der Ver-

losophen gewesen. Nun hatte Antisthenes selbst schon Schüler, als er sich zum Sokrates in die Schule begab, und kann diesen nicht viel überlebt haben. Folglich kann auch Ismenias, welcher bey Lebzeiten des Antisthenes schon ein vollkommer Meister war, nicht viel älter geworden seyn als dieser. Sokrates starb gegen den Anfang der 95sten Olympias; man lasse den Antisthenes zwanzig Jahre länger als den Sokrates, und den Ismenias zwanzig Jahre länger als den Antisthenes gelebt haben; so ist Ismenias doch in der 105ten Olympias schon todt gewesen. Gleichwohl lesen wir bey dem Plutarch (Αποφθ. Βασ. και Στρ. edit Henr. Steph. in 8. p. 304.) unter den denkwürdigen Sprüchen des Atheas folgendes: Ισμηνιαν, τον ἀριστον αὐλητην, λαβων αἰχμαλωτον, ἐκελευσεν αὐλησαι θαυμαζοντων δε των ἀλλων, αὐτος ὠμοσεν ἡδιον ἀκουειν τὸ ἵππε χρεμετιζοντος. „Atheas, oder, wie ihn Plutarch schreibt, Ateas, habe den berühmten Flö-

Verschwendung der Cyrenäer entlehnte. Denn wir wissen aus dem Quintilian, daß Eupolis

Flötenspieler Ismenias gefangen bekommen, und ihn vor sich blasen lassen. Als ihn nun die andern sehr bewundert, habe Atheas geschworen, das Wiehern eines Pferdes sey ihm weit angenehmer.“ Dieser Atheas war der König der Scythen, mit welchen Philippus König von Macedonien Krieg führte; und dieser Krieg fällt in die 110te Olympiade. Wie ist es wahrscheinlich, daß dieser Ismenias unser Ismenias gewesen sey? Wenn er auch damals noch leben können, so wird ein Mann von seinem Alter doch nicht mehr in den Krieg gezogen seyn. Er lebte und lehrte zu Athen: wie wäre er unter das Heer des Königs von Macedonien gekommen? Hier ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, und der Flötenspieler, welchen Atheas gefangen bekam, muß entweder ein ganz anderer Ismenias gewesen seyn; oder dieser Name ist selbst bey dem Plutarch verschrieben. Ich glaube das letztere. Denn

unter seinem Marikas den Hyperbolus verstanden habe, welcher in der zwey und neun-

obschon Plutarch das nehmliche Histörchen noch an zwey andern Orten seiner Schriften wiederholt hat; (nehmlich einmal in der Abhandlung Οτι ουδε ζην εστιν ηδεως κατ' Επικουρον p. m. 2010. und das andremal in der zweyten Rede περι της Αλεξανδρου τυχης η αρετης p. m. 595.) und obgleich an beyden Orten nach der Ausgabe des Henricus Stephanus, deren ich mich bediene, so wie in den denkwürdigen Reden, Ισμηνιας gelesen wird: so ist doch gewiß, daß nicht alle Ausgaben so lesen, folglich nicht alle Handschriften so gelesen haben, und man in verschiedenen Αμεινιας anstatt Ισμηνιας findet. Paulus Leopardus (Emendat lib. XII. cap. 2) will zwar jenes in dieses verwandelt wissen; allein aus den von mir angeführten Gründen, hätte er vielmehr gerade das Gegentheil rathen sollen. Auch Xylander schreibt in seiner lateinischen Uebersetzung der Denksprüche Ameinias anstatt Ismenias; und

zigſten Olympiade zu Samos umgebracht wurde *).

Dieſer Synchronismus leitet zu verſchiednen Schlüſſen in der Geſchichte der älteſten Kunſt.

Als in Griechenland die geſchnittenen und ungeſchnittenen Steine nur erſt ein eitler aber faſt unentbehrlicher Putz für die Finger der Flötenſpieler waren; als ein Iſmenias von Athen bis nach Cypern ſchickte, um Einen, lieber theurer als wohlfeiler, für ſich kaufen zu laſſen: waren ſie in Ländern von Afrika ſchon ſo gemein, daß der geringſte Cyrenäer keinen ſchlechtern, als für zehn Minen, zu tragen pflegte. Zu den Cyrenäern war die Kunſt ohne Zweifel von den Aegyptern gekommen; aber von der Ausbreitung der Kunſt aus dieſem ihren Geburtslande gegen Afrika wiſſen wir ſonſt wenig oder nichts.

Aminias iſt endlich auch nichts weniger als ein ungewöhnlicher Name.

*) Thucyd. lib. VIII. §. 13.

Der sechsjährige Krieg, welchen die Athenienser, in der acht und neun und siebzigsten Olympiade, in Aegypten führten, machte die Griechen, dünkt mich, mit den Künsten der Aegypter bekannter, als sie es bisher durch Vermittelung verpflanzter Familien und Völker, durch die Gemeinschaft des Handels, und durch Reisen einzelner Personen werden können. Ich erinnere mich aus dem Thucydides *), daß, als damals die Athenienser endlich von den Persern wieder aus Aegypten vertrieben wurden, der Rest von ihnen sich durch Libyen nach Cyrene retteten, und von da in ihr Vaterland zurück kamen. Und ohne Zweifel waren es diese, welche von der Pracht und Verschwendung der Cyrenäer so viel Aufhebens machten, daß die Komödienschreiber noch verschiedne Jahre nachher darauf anspielten.

Aus der Anmerkung des Plinius **), daß

*) Lib. I. §. 110.

**) His (Ismenias) videtur instituisse, ut omnes musicae artis hac quoque ostentatione conte-

die Eitelkeit, ſich mit vielen glänzenden Steinen zu ſchmücken, bey den Griechen Anfangs den Flötenſpielern eigen geweſen, glaube ich eine Stelle des Ariſtophanes *) beſſer zu verſtehen, als ſie von alten und neuen Auslegern verſtanden worden. Wenn nehmlich Sokrates den Strepſiades bereden will, daß die Wolken wirkliche Gottheiten wären, ſo macht er ihm eine Menge Perſonen namhaft, die alle durch ſie lebten; Sophiſten, Wahrſager, Aerzte. Σφραγιδονυχαργυροκομητας u. ſ. w. Dieſes Wort bedeutet, nach ſeiner Zuſammenſezzung, Leute, welche ihre Finger bis an die weißen Nägel mit Steinringen beſtecken: und man hat nichts als ἀσωτους, Weichlinge, darunter verſtanden; wie es denn auch die Dacier bloß durch Effeminés überſetzte. Doch,

rentur. — Sorte quadam his exemplis initio voluminis oblatis adverſus iſtos, qui ſibi hanc oſtentationem arrogant, ut palam fit eos tibicinum gloria tumere. l. c.

*) Nub. v. 331.

wenn man erwägt, daß es unter Namen von Leuten steht, welche irgend eine windige, betriegerische, eitle Kunst treiben, und sich erinnert, was Plinius, in Rücksicht auf die damaligen Sitten, tibicinum gloria tumere nennt: so ist wohl kein Zweifel, daß Aristophanes mit dieser komischen Benennung die Flötenspieler anstechen wollen.

Auch davon, daß erst in den Zeiten des Peloponnesischen Krieges sich die Griechen der geschnittenen Steine zu Siegeln zu bedienen angefangen, glaube ich in dem Aristophanes die Spur gefunden zu haben. Denn unter andern Dingen, welche er die Weiber in seinen Thesmophoriazusen *) dem Euripides zur Last legen läßt, ist auch dieses, daß er die Männer gelehrt habe:

— ϑειπηδες' ἐχειν σφραγιδια
Ἐξαψαμενους. —

Vordem hätten die Männer sich nur ganz schlechter Schlüssel und Ringe bedient, wenn

*) v. 435. 36.

ſie etwas verwahren wollen; die Weiber hätten ſich für ein ſehr weniges dergleichen können nachmachen laſſen;

Πρότερα μεν ἀν ἡν αλλ' ὑποιξαι την θυραν,
Ποιησαμεναισι δακτυλιον τριωβολε —

aber der verwünſchte Euripides ſey es, der ihnen die lakoniſchen Schlüſſel mit drey Zacken, und die σφραγιδια ξυπηδικα bekannt gemacht habe. Wirkliches von Würmern gefreſſenes Holz, dergleichen man ſich in den allererſten Zeiten zu Siegeln ſoll bedient haben, kann eben darum hier nicht zu verſtehen ſeyn. Es müſſen alſo entweder Steine verſtanden werden, die nach Art eines ſolchen Holzes geſchnitten waren; oder das ξυπηδικα iſt bloß figürlich von der ſo beſondern Kleinheit der in dem Steine enthaltenen Figuren zu nehmen, daß ſie eher von Würmern hinein genagt, als von Menſchen hinein gearbeitet ſcheinen ſollten. In beyden Fällen erhellet ſo viel, daß der Gebrauch mit geſchnittenen Steinen zu ſiegeln, unter den Griechen damals noch ſehr neu geweſen, weil ihn

sonst die Weiber unmöglich zu einer Erfindung des Euripides hätten machen können.

Vier und zwanzigster Brief.

Wir haben, über die Nachsuchung, zu welcher Zeit die Kunst in Stein zu schneiden bey den Griechen in Schwung gekommen, den Hrn. Kloz ganz aus dem Gesichte verloren. — Ich wollte Sie von seiner Kenntniß der Edelsteine, als Edelsteine, unterhalten.

Wenn Herr Kloz aus dem Mariette anführt, daß sich sogar schöne Smaragde und Rubinen fänden, auf welchen alte Steinschneider ihre Kunst gezeiget, so setzt er, wie Sie gesehen, hinzu: „aber dieses scheinet mir selten geschehen zu seyn; am seltesten mit dem Rubin, wegen seiner Härte und großen Werthes."

Die erste Hälfte dieses Zusatzes versteht sich von selbst: zwar bey Herrn Kloz sollte sie sich nicht von selbst verstehen, der kurz zuvor die Neigung der Alten zu geschnittenen Steinen so

ſehr übertrieben, und ſo ſehr wider den vermeinten neuern Geſchmack an bloßen Steinen geprediget hatte, „die ungeheure Summen ko„ſten, ohne daß die Erfindung oder Arbeit des „Steinſchneiders ſich auf eine Art daran gezeigt „hätte, die uns unterrichten oder ergötzen könn„te.“ Denn bey einem ſolchen Eifer für das Schöne der Kunſt, als er den Alten beylegt, hätte dem Liebhaber kein Stein zu koſtbar, und dem Künſtler keiner zu hart ſeyn müſſen. Doch in dieſe Inconſequenz mußte Herr Klotz fallen; alſo nichts weiter davon!

Nur hätte er ſich die Ungereimtheit der andern Hälfte ſeines Zuſatzes erſparen können: „am ſeltenſten mit dem Rubin wegen ſeiner „Härte und großen Werthes.“ Denn das heißt, die Zeiten gewaltig verwechſeln; das heißt, ſich einbilden, daß eben der Rang, daß eben die Schätzung, die wir jetzt den Edelſteinen geben, ihnen auch von den Alten gegeben worden; das heißt, ſchlechterdings nicht wiſſen, was jeder wiſſen kann, der ſeinen Plinius fleißiger geleſen, als Herr Klotz.

Wenn nehmlich gleich, jetziger Zeit der Rubin die nächste Stelle nach dem Diamante behauptet; so hat er sie doch nicht immer behauptet, sondern das Alterthum ertheilte sie dem Smaragde. Tertia auctoritas, sagt Plinius, nachdem er die erste Würde dem Diamante, und die zweyte der Perle, nach dem einstimmigen Urtheile seines und aller vorigen Zeitalter, zuerkannt hatte, tertia auctoritas smaragdis perhibetur pluribus de causis *). Folglich hätte es Herr Klotz gerade umkehren und sagen müssen, daß, wenn die Alten nur selten in Rubin und Smaragd geschnitten, sie es am allerseltensten in den letztern, und nicht in den erstern, dürften gethan haben; denn nicht den Rubin, sondern den Smaragd setzten sie, unter andern Ursachen, auch wegen seiner Härte, gleich nach dem Diamante. Von derjenigen Gattung des Smaragds, welcher aus Scythien und Aegypten kam, sagt Plinius ausdrücklich: quorum duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Die Rubine hingegen scheinen ihm

*) Libr. XXXVII. Sect. 16.

nur wenig bekannt geweſen zu ſeyn, und weder die Griechen wiſſen von ihrem Ανθραξ, noch die Römer von ihrem Carbunculus etwas zu ſagen, was dem Smaragde im geringſten den Vorzug ſtreitig machen könnte.

Hierzu kömmt noch dieſes: der Smaragd war bey den Alten nicht allein in höherm Werthe, als der Rubin, ſondern es war auch ſogar verboten, ihn zu ſchneiden: wegen ſeiner wohlthätigen Wirkung auf das Auge. Auch dieſes lehrt uns Plinius: quapropter decreto hominum iis parcitur, ſcalpi vetitis *).

Ich weiß zwar wohl, was Goguet **) gegen dieſes Vorgeben erinnert: „Man begreift nicht, „ſagt er, worauf ſich Plinius gründet, wenn er „anmerkt, daß es überhaupt nicht erlaubt gewe„ſen, in Smaragd zu ſchneiden. Die alte Ge„ſchichte belehrt uns von dem Gegentheile. Der „Ring, welchen Polykrates ins Meer warf, „und der in dem Bauche eines Fiſches wieder

*) I. c.

**) De l'Origine des Lois, des Arts &c. Tom I. Part. II. p. 238.

„gefunden ward, war ein Smaragd, den Theo„dorus, ein berühmter Künstler des Alter„thums, geschnitten hatte. Desgleichen meldet „Theophrast, daß viele Leute die Gewohnheit „gehabt, Siegel von Smaragd zu führen, um „sich durch ihren Anblick das Gesicht zu stärken. „Ja, Plinius selbst hatte verschiedene Beyspiele „von dergleichen geschnittenen Steinen vor sich.“

Doch, diesen Einwürfen ist zu begegnen. Das erste glaube ich nicht, daß Plinius sagen wollen, es sey ein positives, wirklich niedergeschriebenes und unter einer gewissen fest gesetzten Strafe promulgirtes Verbot, in Smaragd zu schneiden, vorhanden gewesen. Dergleichen läßt sich kaum denken: und wo wäre es gewesen? Es hätte doch nur in einzelnen Ländern von Kraft seyn können, und in allen übrigen würden sich Künstler und Liebhaber darüber weggesetzt haben. Die Worte des Plinius (decreto hominum iis parcitur) scheinen weiter nichts anzudeuten, als ein allgemeines aber stillschweigendes Uebereinkommen der Menschen, durch welches sich die Sache selbst verbot. Denn,

Digitized by Google

da man den Smaragd nur ſeines lieblichen Anblicks wegen ſuchte, ſeiner Farbe wegen, welche das Auge ſo angenehm füllet, ohne es zu ſättigen: ſo konnte es unmöglich eine Empfehlung für ihn ſeyn, ſein Convolut durch die Kunſt zu verringern. Jedermann liebte ihn wegen ſeiner Beſtandtheile, und alles, was dieſe verminderte, mußte nothwendig auch ſeinen Werth vermindern. Wer hätte alſo Luſt haben können, ihn zu ſchneiden, da er ungeſchnitten mehr gelten, mehr Käufer finden konnte, als noch ſo künſtlich geſchnitten?

Sollte indeß, was auf dieſe Weiſe unterblieb, wohl ohne alle Ausnahme unterblieben ſeyn? Wer kann ſich das vorſtellen? Vielmehr haben deren aus eben der Urſache, welche das allgemeine Geſetz veranlaßte, von dem ſie die Ausnahmen ſind, entſpringen können und müſſen. Die Urſache, warum man den Smaragd nicht ſchnitt, war, wie es Solinus ausdrückt: ne offenſum decus imaginum lacunis corrumperetur. Wenn nun aber dem Künſtler ein Smaragd in die Hände fiel, der irgend

einen kleinen Fehler der Farbe oder des Körpers hatte, von welchem er sahe, daß er eben durch dergleichen imaginum lacunas heraus zu bringen sey: wird er ihn nicht eben darum geschnitten haben, warum er ihn ohne diesen Fehler nicht hätte schneiden müssen?

Und dieses wäre die Antwort überhaupt auf alle die einzelnen Beyspiele von geschnittenen Smaragden, die man dem Plinius entgegen setzen könnte. Von denen aber, die Goguet anführet, läßt sich bey jedem noch etwas ins besondere anmerken.

Daß der Stein des Polykrates ein Smaragd gewesen, ist so ausgemacht nicht. Herodotus zwar sagt es, aber Plinius giebt ihn für einen Sardonyx aus. Wäre es aber auch wirklich ein Smaragd gewesen, so habe ich schon gezeigt, wie wenig es erwiesen, daß es ein geschnittener gewesen.

Das Zeugniß des Theophrast *) beweiset

*) Seite 62. der Englischgriechischen Ausgabe von Hill.

vollends nichts. Denn Theophraſt, wenn er anmerkt, daß der Smaragd für die Augen gut ſey, ſagt bloß: διο και τα σφραγιδια φορουσιν ἐξ ἀυτης, ὡς βλεπειν; welches weiter nichts bedeutet, als daß man ihn daher gern in Ringen geführt.

Was endlich die geſchnittenen Smaragde anbelangt, die bey dem Plinius ſelbſt vorkommen ſollen, ſo erinnere ich mich nur des einzigen, bereits gedachten, den Iſmenias in Cypern kaufen ließ. Dieſer beweiſe, ſagt Plinius, daß damals ſcalpi *etiam* ſmaragdos ſolitos. „Man ſchnitt damals auch ſogar „Smaragde.“ Das etiam iſt deutlich mit Beziehung auf das ſtreitige Verbot geſagt. Freylich wird man, zu Anfange der Kunſt, die erſten die beſten Steine geſchnitten haben, die unter die Hände kamen. Das Verbot, oder die ſtillſchweigende Uebereinſtimmung der Menſchen, die Smaragde nicht zu ſchneiden, kann nicht mit der Kunſt zugleich entſtanden ſeyn. Dabey mußten Erfahrungen voraus geſetzt werden, wie wenig der Schnitt

dem Smaragde zuträglich sey: und sonach widerspricht sich Plinius auch hier so wenig, daß er sich vielmehr bestätiget.

Fünf und zwanzigster Brief.

Was ich aber zu so vielen geschnittenen Smaragden sage, die sich in den Kabinetten finden?

Daß es keine wahren Smaragde sind; daß es Steine von einer geringern Gattung sind, welche dem alten Smaragde mehr oder weniger beykommen.

Die meisten dürften vielleicht das seyn, was die Italiener Plasma di Smeraldo nennen. Plasma di Smeraldo, sagt Herr Winkelmann *), ist die Mutter oder die äußere Rinde des Smaragds. Ich will ihm das hier nicht streitig machen: aber erlauben Sie mir eine etymolo-

*) Anmerk. zu der Gesch. der Kunst, S. 18.

mologiſche Anmerkung über das Wort Plasma. Man würde ſich ſehr irren, wenn man es für das Griechiſche πλασμα halten wollte. Es iſt weiter nichts, als das ſanfter ausgeſprochene Prasma; denn Zanetti *), und andere, ſchreiben allezeit Prasma, anſtatt Plasma di Smeraldo; und Herr Lippert macht daher ohne Grund Plasma und Prasma zu zwey verſchiedenen Steinen **). Er iſt auch ganz falſch berichtet, daß die Italiener unter Plasma einen gräulich geſprengten Hornſtein verſtänden. Weder einen Hornſtein, noch weniger einen gräulich geſprengten! Vielleicht zwar, daß das letztere bloß bey Herrn Lippert verdruckt iſt, und es anſtatt gräulich, grünlich heißen ſoll. Was er Plasma heißt, muß eben der Stein ſeyn, den er anderwärts Prasma nennt; und an einem dritten Orte, Pras ***). Denn

*) Dactyl. Zanett. p. 17.

**) Daktyl. Erſtes Tauſend Nr. 178. und zweytes Tauſend. Nr. 391.

***) Ebendaſ. Erſtes Tauſend, Nr. 270.

kurz, Plasma und Prasma und Pras ist alles eins.

Aber wie das? Alle drey sind nichts als der Prasius, oder die gemma prasina der Alten. In Prasina war der Punkt verwischt, in ward für m gelesen, und so entstand das Prasma, oder Plasma, welches wir Deutschen jetzt in Pras verkürzen, nachdem das alte Präsem *) aus dem Gebrauche gekommen.

Die Griechen und Römer scheinen, unter Prasius oder Prasites, alle Steine von einer unreinen grünen Farbe begriffen zu haben; indem das Wort selbst weiter nichts als eine solche Farbe andeutet. Da es aber unter diesen nothwendig einige geben mußte, welche dem schönen Grüne des Smaragds näher kamen: so machten die neuern Steinkenner für sie den zusammen gesetzten Namen, Prasma di Smeraldo, Smaraldpräsem, welches im Lateinischen Smaragdoprasius heißen muß, und keineswe-

*) Boetius de Boot ex recens. Adriani Toll. p. 203.

ges vom Gori *) durch Prasma Smaragdinea hätte übersetzt werden sollen. Denn das heißt Verstümmelungen der Unwissenheit autorisiren, und die Benennungen unnöthiger Weise häufen.

Die Alten kannten so vielerley Arten von Pras, oder gemmis viridantibus, welche alle ihre besondere Namen hatten! Der alte geschnittene Stein, den man Smaragd nennt, wird also sicherlich eher von der einen oder der andern, als ein wahrer Smaragd seyn. Denn da es Plinius ausdrücklich sagt, daß dieser nicht geschnitten worden, so kann man es glauben, und muß es glauben. Wie hätte sich Plinius so etwas können in den Kopf setzen lassen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Er sollte uns eine falsche Nachricht hinterlassen haben, deren Widerlegung ihm alle Tage hätte vor Augen kommen können?

Ich finde noch einen Umstand bey ihm, der dieses Vorgeben bestätiget. Diesen nehm-

*) Dactyl. Zanett. l. c.

lich, daß die Smaragde meistens hohl geschliffen wurden *); iidem plerumque & concavi, ut visum colligant: eine Form, welche sie zum Schneiden ganz ungeschickt machte. — Doch von dieser concaven oder convexen Form der alten Gemmen einmal in einem besondern Briefe; wo es sich zeigen wird, daß die Meinung des Salmasius **), welcher das Verbot die Smaragde zu schneiden, nur auf die concav geschliffenen einschränken will, nicht Statt haben kann.

Sechs und zwanzigster Brief.

„Selten, setzt Herr Kloß hinzu, sind auch „ihre Werke in Sapphir."

Was für einen Sapphir meinet er? Den Sapphir der Alten, oder unsern? Denn er

*) Libr. XXXVII. Sect. 16.

**) Ad Solinum p. 196.

wird wiſſen, daß dieſes zwey ganz verſchiedene Steine ſind *). Von jenem wäre es kein Wunder: denn Plinius nennt ihn ausdrücklich inutilem ſcalpturae, intervenientibus cryſtallinis centris **). Ueber dieſen aber wird noch geſtritten, ob er den Alten überhaupt bekannt geweſen, und kannten ſie ihn ja, ſo kannten ſie ihn doch nur als eine Art des Amethyſts oder Berylls. Er hatte den Werth nicht, den er bey uns hat; und wenn ſie ihn ſchnitten, ſo geſchah es mehr von ungefähr, als in der Meinung einen koſtbaren Stein zu ſchneiden.

„Am häufigſten, fährt Herr Klotz fort, „brauchten ſie zu hohl gegrabenen Werken den „Karneol oder Agat, von einer Farbe, ſo wie „ſie ſich bey erhobnen Werken der verſchiednen „Agatoniche und Sardonyche bedienten.“

Hier mögte ich erſt eine orthographiſche Kleinigkeit fragen? Warum ſchreibt Herr Klotz

*) S. die Zuſätze des Herausgebers, XII.

**) Libr. XXXVII. Sect. 39.

beständig Agat? Der Stein und der Fluß, von welchem der Stein den Namen hat, haben im Griechischen ein χ; und nur die Franzosen müssen, wegen ihrer zischenden Aussprache des ch, dieses χ in ein g verwandeln. Aber warum wir? Daß es Herr Klotz thut, ist also ein Beweis, mit welcher Oscitanz er seinen französischen Währmännern nachschreibt. Aus eben dieser Oscitanz schreibt er Berill und Amethist, anstatt daß er Beryll und Amethyst schreiben sollte.

Sodann möchte ich wissen, ob sich Herr Klotz in dieser Stelle mehr als Antiquar, oder als Naturkundiger, mehr in der Sprache der alten oder der neuern Steinkenner habe ausdrücken wollen? Denn gewiß ist es, daß er sich nur nach einer und eben derselben hätte ausdrücken, und nicht in der nehmlichen Periode bald diese bald jene führen müssen.

Hat er mit den alten Steinkennern sprechen wollen, so hätte er sich des Wortes Karneol enthalten, und nicht von einfarbigen

Achaten sprechen müssen. Die Achate der Alten waren lauter vielfarbige Steine.

Πολλα μεν ȣ̓ν ῥεα γ' ἐςιν ἀχατȣ χρωματ' ἰδεσπαι *).

Nur nach der unter diesen verschiednen Farben am meisten hervorstechenden, zum Grunde liegenden, herrschenden Farbe bekam er verschiedne Namen, und hieß bald Cerachates, bald Hämachates, bald Leukachates u. s. w. Ich weiß wohl, daß Plinius eines Achats gedenkt **), quae unius coloris sit, und der, von Ringern getragen, sie unüberwindlich mache. Aber Salmasius hat sehr richtig angemerkt ***), daß man anstatt unius coloris, minii coloris lesen müsse; nicht zwar aus dem Grunde, daß die Alten von keinem einfarbigen Achate gewußt: aber dieser Grund ist darum doch nichts minder wahr. Was bey den Alten Achat heißen sollte, mußte Streife oder Punkte von anderer Farbe haben, als die übrige

*) Orpheus de Lapidibus. v. 103.

**) Lib. c. Sect. 54.

***) Ad Solinum p. 135.

Masse des Steines war; und alle einfarbige Steine, die ihrer übrigen Eigenschaften wegen zu den Achaten gehört hätten, hatten ihre eigene Namen.

Nur die neuern Steinkenner und Naturkundiger, die ihre Classen mehr nach den Bestandtheilen zu ordnen gesucht, sind es, welche den Namen Achat zu einem Geschlechtsnamen gemacht haben, unter welchem sie alle durchsichtigere Hornsteine begreifen, sie mögen Eine oder mehrere Farben zeigen. Hat Herr Klotz aber sich mit diesen ausdrücken wollen: so hätte er bedenken müssen, daß sonach der Karneol selbst mit zu den Achaten gehöret. Er hätte nicht sagen müssen, daß die Alten zu hohl gegrabenen Werken am häufigsten den Karneol und Achat von Einer Farbe gebraucht: denn wer wird erst eine einzelne Art nennen, und dann das Geschlecht? Sondern er hätte sagen müssen, daß sie gemeiniglich Achate von Einer Farbe, und unter diesen am häufigsten den Karneol, dazu gebraucht haben, in so fern man unter Karneol, welche Benennung

den Alten unbekannt war, den Sarder mit verstehen darf.

Mit einem Worte: die Steinkenntniß des Herrn Klotz ist eine sehr ungelehrte Kenntniß. Sie ist lediglich aus den Namenverzeichnissen der verschiednen Daktyliotheken, und besonders der Lippertschen, zusammen gestoppelt. Was wird uns aber in diesen Verzeichnissen nicht oft aufgeheftet! Was für Monstra von Namen kommen nicht da zum Vorschein!

Ein solches Monstrum ist der Achatonyx, dessen sich, nach Herrn Klotz, die Alten zu erhobnen Werken verschiedentlich sollen bedient haben. Auch Herr Lippert braucht diesen Namen sehr häufig. Aber er ist bey den Alten ganz unerhört, und selbst die spätern Schriftsteller, Marbodus, Albertus Magnus, Camillus Leonardus, Baccius, Conrad Gesner, und wie sie alle heißen, kennen ihn nicht; so daß er aus einer ganz neuen Hecke seyn muß. Aber was sollen wir uns dabei denken? Es läßt sich schlechterdings nichts dabey denken.

Der Onyx gehört unter die Achate; und wie läßt sich eine Zwittergattung aus dem Geschlechte und der Art zusammen setzen? Bloß die reguläre Lage der farbigen Streife, macht den Achat zum Onyx: und ich verstehe nicht, wie diese Streife zugleich regulär und auch nicht regulär seyn können. Ganz anders ist es mit dem Sardonix: hier ist Art und Art zusammengesetzt, und man hat für gut befunden, denjenigen Onyx, dessen Streife von der Farbe des Sarders sind, durch diesen Zwitternamen auszuzeichnen *).

O, des glücklichen Gelehrten, der so zahm und fromm alles auf Treu und Glauben nachschreibt, und sich alle pedantische Discussionen erspart! Was schadet es ihm, wenn man auch manchmal über ihn lächeln muß? — Weil Herr Lippert den Abdruck eines Kopfes beybringt, der in einen Diamant geschnitten seyn soll **): „so haben wir, nach dem Herrn

*) S. die Zusätze des Herausgebers, XIII.

**) Zweytes Tausend, Nr. 387.

Digitized by Google

„Klotz, nun nicht mehr nöthig, uns auf blo„ße Muthmaßungen zu verlassen, daß die „Alten in Diamant gegraben haben *).“ Durch diesen einzigen Diamant ist Goguet, und wer es mit Goguet hält, auf einmal zum Stillschweigen gebracht. Er befindet sich in der Sammlung des Mylord Bedford, dieser Diamant! Was für eine Kostbarkeit und Seltenheit kann man nicht einem Mylord zutrauen! — Es wäre sehr natürlich, aus dem Lächeln darüber ins Lachen zu fallen. —

Doch, ich will lieber ganz ernsthaft den Herrn Lippert und den Herrn Klotz bitten, mich zu belehren, woher sie es so gewiß wissen, daß dieser Stein des Mylord Bedford ein wahrer Diamant ist? Welche Versuche sind damit angestellt worden? Wie, wenn es ein gebrannter Amethyst, oder Sapphir, oder Smaragd wäre, deren orientalische Gattungen, wenn sie durch das Feuer ihrer Farben beraubt worden, so viel von dem wahren Glanze und Wasser des Diamants haben,

*) S. 42.

daß der erfahrenste Juwelier damit betrogen werden kann *)? Hätte kein Antiquar diesen Betrug versuchen können? Wäre es aber auch ein wahrer Diamant, könnte die Arbeit darauf nicht das Werk eines neuen Künstlers seyn? Wer kann dafür stehen, daß sie es nicht ist?

Hier müssen Beweise aus Büchern mehr gelten, als der Augenschein. Wenn die Bücher der Alten keiner geschnittenen Diamanten erwähnen; wenn hundert Umstände hingegen in ihnen vorkommen, die es schwer zu begreifen machen, daß sie deren gehabt, die es sogar zweifelhaft machen, ob sie auch nur geschliffene Diamanten gehabt: so wäre es eine große Einfalt, jemanden in der Welt, er sey wer er wolle, auf sein bloßes Wort zu glauben, daß sich da oder dort ein solcher alter Diamant wirklich befinde.

*) S. Hills Anmerkungen über den Theophrast, S. 83.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Aber Herr Kloß hat ſich eine zu gute Entſchuldigung ausgeſpart, warum er ſo kahle und verwirrte Kenntniſſe von Edelſteinen zeigt, als daß ich mich länger bey dieſer Materie verweilen darf.

Er ſagt nehmlich *), „daß in Anſehung der Benennungen, welche die alten Schriftſteller den Edelſteinen beygelegt haben, eine große Dunkelheit herrſche. Die Neuern hätten zwar die alten Namen beybehalten; allein ſie hätten ganz andere Steine damit beſchenkt, als die Alten.“

Das iſt nun zwar ſehr ſelten geſchehen, und es iſt in dieſem Theile der natürlichen Geſchichte weit mehr Ungewißheit und Verwirrung daher entſtanden, daß man anſtatt der alten Namen ganz neue eingeführt, (wie z. E. die Namen des Rubins mit ſeinen Abänderungen, Ballas, Rubinell, Spinell); als daher, daß

*) S. 44.

man die alten Benennungen auf Steine, denen sie ehedem nicht zugekommen, übertragen. Doch bey dem allen, es mag so seyn: wir wollen von Herrn Klotz nicht verlangen, daß er mehr wissen soll, als er versichert, daß man wissen kann.

Und so gingen wir weiter, und kämen auf die mechanische Ausübung der Kunst, von der er nur wenig sagen zu können sagt. Aber er sagt gar nichts davon: und das ist freylich sehr wenig; vielleicht auch ein wenig zu wenig, um in dem Folgenden allen seinen Lesern verständlich zu seyn.

Herr Klotz schreibt *): „die neue Entdeckung von dem Steinschneiden der Alten „darf hier nicht wohl übergangen werden, welche Christ glaubte gemacht zu haben. Er überredete sich, daß die Alten mit Diamant allein „geschnitten hätten, ohne sich des Rades dabey zu bedienen.“ —

Alles, was Herr Klotz wider diese Meinung sagt, hat er Herrn Lippert abgeborgt; nur daß dieser gerechter gegen Christen ist.

*) S. 45.

Herr Lippert ſchreibt bloß, Chriſt, (den er, wie ich ſehe, gar nicht einmal nennt *), habe geglaubt, „daß man vor Alters auch mit „dem Diamant allein geſchnitten habe.“ Auch! das wäre noch eher recht. Aber Herr Kloß läßt dieſes Auch aus, und ſtellt uns folglich Chriſten als den Mann vor, der es überhaupt nicht Wort haben wollen, daß die alten Steinſchneider das Rad gekannt und gebraucht hätten. Davon war Chriſt weit entfernt.

Chriſt behauptete bloß, daß ſich die alten Steinſchneider des Rades ſeltner bedienet, als die neuern **); daß ſie mehr mit der Diamantſpitze gearbeitet, als die neuern ***): und daß be-

*) Vorrede zur Daktyl. S. XXX.

**) Ego vero non dubito, quin Graeci praeſertim artifices rarius hac machina, cujus certe ingenium compendiumque omne cognitum perſpectumque habebant, in gemmis annularibus ſcalpendis uſi fuerint. v. *Comment. Lipſ. Litterarii T. I, Sect. 3. p.* 334.

***) Sed, quamvis majore difficilioreque negotio, quod opus tamen acutius ſubtiliusque prae-

Digitized by Google

sonders die sehr kleinen Steine nicht wohl mit jenem, sondern lediglich mit dieser von ihnen gefertiget werden können *). Dabey läugnete er keinesweges, daß man nicht Steine die Menge finde, auf welchen sich eben sowohl die Spuren des Rades, als der Diamantspitze zeigen **). Vielmehr gestand er selbst, daß auf einigen ältern, und besonders ägyptischen Steinen,

staret, adhibuisse eos puto crustas adamantis in acutissimum fastigiatas mucronem &c. *ibid.*

*) Nam primum in minimis quibusdam gemmulis potior soli mucroni adamantis & crustis acutissimis locus fuerat, non fere orbiculo terebrae ac rotarum. *ibid.* p. 339.

**) — tanquam si in omni annulo scalpendo opus utrumque, terebrae ac mucronis adamantini adhibitum fuisset. In quibusdam sic veteres egisse, quomodo contendunt illi, dabimus; & conspectus exemplorum in dactyliothecis multorum, tanquam in re praesenti, istut fere probat. *ibid.*

Digitized by Google

nen, ihm das Rad alles gethan zu haben ſcheine, und ſich durchaus keine Spur der Diamantſpitze äußere *).

Das war Chriſts Meinung: und dieſe Meinung nennt Herr Klotz gerade zu eine lächerliche Meinung? Es iſt ihm nicht möglich, ihr einen gelindern Namen zu geben?

„Wer dieſes glaubt, fährt er fort, muß niemals in Stein haben ſchneiden ſehen, muß „auch die Natur und Geſtalt der Diamanten gar „nicht kennen. Wie ſtellt er ſich wohl vor, daß „der Diamant gefaßt werden könne, um die „kleinen Tiefen auszugraben? oder wie glaubt „er, daß man die kleinen Diamantkörner mit „einer ſo großen Spitze, als hierzu erfordert „wird, verſehen können? Was muß er für Begriffe von der Größe und Koſtbarkeit der Diamanten haben, wenn er ſich einbildet, daß man „große Diamanten ſo ſpitzig zuſchleifen könne,

*) Deinde veteres aliquae gemmae, praeſertim Aegyptiae, arrolae tantum harenis mihi quidem videntur, nullo mucronis adhibiti veſtigio. *ibid.*

„als diese Arbeit erfordert? Kurz, die ganze „Sache ist unmöglich, und wenn Christ oder „andere sich in den Werkstätten umgesehen hät„ten, so würden sie niemals diese Meinung be„hauptet haben.“

Im Vorbeygehen: Christ hatte sich sicherlich in den Werkstätten mehr umgesehen, als Herr Klotz. Ich habe Christen gekannt, und Christen gehört, und ihn über diese Sachen selbst gehört.

Ich habe schon gesagt, alle die Einwürfe, die Herr Klotz gegen Christs Meinung macht, sind Lipperts Einwürfe. Aber Herr Klotz drückt sie nach seiner Art aus: daß ist, er mischt ein wenig Nonsens mit unter. — Er fragt z. E. „wie glaubte Christ, daß man die kleinen Dia„mantkörner mit einer so großen Spitze, als „hierzu erfordert wird, versehen könne? “Freylich müßte Christ ein sehr lächerlicher Mann gewesen seyn, wenn er geglaubt hätte, daß man kleine Diamantenkörner mit großen Spitzen versehen könne. Lippert hat so seltsam nicht gefragt.

Gleichwohl bin ich um Herrn Lippert beſorgt, daß ihn ſein Eifer zu weit geführt, wenn er ausruft: „lauter Unſinn, der aus einer verderbten Einbildungskraft, und aus grober Unwiſſenheit von den Möglichkeiten und den „Vortheilen, die zu dieſer Kunſt gehören, entſtanden iſt!“ Denn dieſen Unſinn dichtet ſich Herr Lippert, zum größten Theil ſelbſt. Chriſt verſtand unter dem mucrone adamantino eben ſo wenig Diamantkörner, als größere ſpitzig zugeſchliffene Diamanten: ſondern ſpitze Splitter von zerſchlagnen Diamanten. Die Möglichkeit ſolcher Splitter giebt Herr Lippert ſelbſt zu: und er iſt nur verlegen, wie ſie gehörig zu faſſen. —

Doch man wird ſagen: iſt einem Künſtler nicht in ſeiner Kunſt zu glauben? Thut Herr Kloß alſo nicht beſſer, daß er Herrn Lippert folgt, als ich, der ich mich lieber an Chriſt halten will?

Nein? es iſt nicht Chriſt, an den ich mich halte: auch bey mir gilt der Künſtler in ſeiner Kunſt alles. Aber Ein Künſtler macht nicht alle

aus! und wenn die Künstler selbst uneinig sind, muß es dem Gelehrten frey stehen, sich auf die Seite des einen oder des andern zu stellen, ohne zu fürchten, daß man ihn unwissend, oder gar unsinnig schelten werde.

Kurz: Natter ist es, der mich kühn genug macht, an den Aussprüchen des Herrn Lippert zu zweifeln.

Natter zeigte, an einer dazu ausgesuchten Folge alter Steine, die offenbaren Spuren des Rades, um zu beweisen, daß auch die alten Künstler das Rad gebraucht hätten, und folglich bey ihrer Arbeit überhaupt ungefähr eben so verfahren wären, als unsere Künstler. Für Christen durfte er eigentlich dieses nicht beweisen: denn Christ, wie ich schon gesagt, hatte den Alten den Gebrauch des Rades nichts weniger als abgesprochen. Er mag es aber bewiesen haben, für wen er will: wir sind ihm Dank schuldig, daß er es bewiesen, weil er uns dadurch vor mancherley chimärischen Begriffen verwahret hat, die wir uns sonst von dem Verfahren des alten Artisten machen könnten.

Digitized by Google

Aber, dieſes den Alten vindicirten Rades ungeachtet, wo hat Natter jemals den Gebrauch der Diamantſpitze ſo weit herabgeſetzet, als ihn Herr Kloz herabſetzt? „Allerdings, ſagt Herr „Kloz, braucht man die Diamantſpitze, aber „alsdann erſt, wenn durch das Rad das Gehö„rige verrichtet iſt. Nehmlich; man kann mit „dieſer eingefaßten Diamantſpitze, wovon das „Werkzeug beym Mariette abgebildet iſt, die „vom Rade noch übrig gebliebenen groben und „nicht zart genug verarbeiteten Partieen ſanf„ter und verlaufend machen.“

Wer hat dem Herrn Kloz das geſagt? In wie vielen Werkſtätten hat er es geſehn, daß man die Diamantſpitze nur dazu brauche? — Ich will ihm ſeine Widerlegung beym Natter faſt auf allen Blättern zeigen.

Urtheilet nicht Natter ausdrücklich, daß an den hetruriſchen Steinen Umriß und Muskeln mit der Diamantſpitze ausgegraben zu ſeyn ſcheinen *)?

*) Ces ſortes de gravures ſont ordinairement en fort bas relief; le contour, & les mu-

Schließt nicht Natter, daß verschiednes mit dem Rade gemacht worden, weil es mit der Spitze des Diamants nicht so leicht und kühn zu machen gewesen *)? — Nicht so leicht nicht so kühn: aber doch zu machen.

Erkennet nicht Natter an den beyden Othryaden, daß, so wie an dem einen alles mit dem Rade geschnitten sey, so sey an dem andern das meiste mit der Diamantspitze gefertiget **)? Sagt er nicht mit klaren Worten, daß eben in diesem Gebrauche der Diamantspitze die eigene

scles sont trop creusés & paroissent avoir été faits avec la pointe de Diamant. *Traité de la Méth. ant. p.* 10.

*) Il paroit aussi visiblement que le bouclier est fait au Touret, avec un outil peu taillant; car on n'auroit pu l'executer avec autant de hardiesse, ni aussi facilement avec la pointe de Diamant. *Ibid.* p. 12.

**) Car celui-ci a réglé son dessein sur sa manière particulière de graver, c'est-a-dire, pour la plupart avec la pointe de Diamant. — *Ibid.* p. 21.

Digitized by Google

Manier beſtanden, welche der Meiſter des zweyten gehabt?

Aeußert ſich nicht Natter von ſeinem Faune, auf einem außerordentlich kleinen Onyx, daß in Betracht der correkten Zeichnung auf einem ſo eingeſchränkten Raume, er nothwendig glauben müſſe, der Artiſt habe ſich meiſtens der Diamantſpitze dabey bedient *)? Und was iſt das viel anders, als was Chriſt von dergleichen kleinen Steinen überhaupt ſagt **).

Alles das endlich zuſammen genommen:

*) Cette Pièce eſt éſtimable par ſa beauté, & par la correction du deſſein, dans un eſpace ſi petit que l'on a de la peine à y rien diſtinguer à l'oil nud, quelque bon qu'il ſoit, & que l'on eſt forcé d'avoir récours au Microscope pour pouvoir bien l'examiner. C'eſt ce qui me fait croire que l'Artiſte y a employé le plus ſouvant la pointe de Diamant, ſurtout pour le viſage & les cheveux; car il eſt plus facile d'y reuſſir de cette façon-la qu'au. Touret. *Ibid.* p. 36.

**) Siehe oben S. 203. Note **).

ist es nicht unwidersprechlich, daß Natter einen weit ausgebreitetern Gebrauch der Diamantspitze an den alten Werken erkennet, als Herr Kloß einräumen will? daß er eben denselben daran erkennet, welchen Christ behauptet, wenn er von den alten Künstlern sagt, non modo extremam operi manum scalpellis adamantinis adhibuisse, sed prorsus rudimenta signi excavandi sic posuisse etiam *)?

Ich möchte (um von der vorzüglichen Feinheit der Natterschen Werke, die unstreitig unter allen neuern Werken den besten griechischen mit am nächsten kommen, einen Grund mehr angeben zu können) ohne Bedenken hinzusetzen, daß Natter diesen ausgebreitetern Gebrauch der Diamantspitze, den er an den alten Werken erkannte, sich ohne Zweifel selbst werde eigen gemacht haben, ohne sich in vieles Reden und Aufheben darüber einzulassen. Denn es ist bekannt, daß Natter mit seinen

*) l. c. p. 339.

Inſtrumenten und Handgriffen ein wenig geheim war.

Doch, es ſey mit dieſer Vermuthung, wie es wolle: genug, daß Natter, nach dem, was ich von ihm angeführt, nothwendig für Chriſts Meinung ſeyn mußte, und Chriſt es alſo nicht verdient hat, daß Herr Klotz ihm desfalls ſo verächtlich begegnet.

Müßte es Herrn Klotz wohl einkommen, ſich gegen dieſen Mann zu meſſen? Gleichwohl ergreift er jede Gelegenheit, ihn zu mißhandeln. Ich mag noch von Chriſt leſen, was ich will: ich lerne immer etwas. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich das auch von denen ſagen könnte, die jetzt ſo verächtlich auf ihn zurückſchielen. Wie viel lieber wollte ich ſeine kleine Abhandlung ſuper Gemmis gedacht und geſchrieben, als zehn ſolche Büchelchen, von dem Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittenen Steine, zuſammen geleſen haben *)!

*) S. die Zuſätze des Herausgebers, XIV.

Acht und zwanzigster Brief.

Nachdem ich mich Christs angenommen, kann ich nicht umhin, auch für den Plinius ein Wort zu sprechen.

Herr Klotz weiß sich mit den Stellen des Plinius, wo er des Steinschneidens erwähnt, nicht anders zu helfen, als daß er behauptet, Plinius sey von dieser Kunst nicht unterrichtet gewesen, er habe aus Unwissenheit, wie die Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, so und so geschrieben.

„Freylich, fügt Herr Klotz hinzu *), wird „diese Kühnheit diejenigen beleidigen müssen, „welche in den alten Schriftstellern keine Feh„ler finden wollen, und ehe sie diese zugeben, „lieber auf Unkosten ihrer eignen Ehre die selt„samsten Erklärungen und Vertheidigungen un„ternehmen. Aber unpartheyische Kunstrich„ter, welche sich überzeugt halten, daß man „an jemand Fehler finden, und seine Einsich-

*) S. 51.

„ten und Verdienste doch zugleich hoch schätzen „könne, werden wider diese Muthmaßung „desto weniger aufgebracht werden, je mehr „sie Bewegungsgründe, ein solches Urtheil zu „fällen, und Entschuldigungen für den, wel„cher es ausspricht, auch bey dem Plinius, „dessen große Gelehrsamkeit sie übrigens mit „Recht verehren, gefunden haben.“

Geschwätz, das nur abzielen kann, nähern Untersuchungen vorzubauen! Die alten Schriftsteller haben fehlen können; aber mich zu überzeugen, daß sie wirklich gefehlt haben, dazu gehört mehr als diese bloße Möglichkeit. Besonders, wenn der vermeinte Fehler Sachen betrifft, die ihnen alle Tage vor Augen gewesen. Bey der unzähligen Menge von Steinen, bey dem Ueberflusse an Künstlern dieser Art, die sich bey den Römern, zufolge jener Menge, finden müssen, sollte Plinius in Unwissenheit von dem eigentlichen Verfahren derselben geblieben seyn?

Aber wenn es seine eigenen Worte beweisen? — Das sagt Herr Klotz, und ich läugne es. Urtheilen Sie, mein Freund. —

Vor allen Dingen aber bilden Sie sich wohl ein, daß Plinius nirgends von der Kunst des Steinschneidens ausdrücklich handeln wollen. Er gedenkt bloß, bey Gelegenheit der Steine, bey Gelegenheit der Mittel, sie zu bewältigen, etwas von dieser Kunst; und man muß dergleichen Stellen sorgfältig alle zusammen nehmen, ehe man entscheidet, ob er im Ganzen einen richtigen Begriff davon gehabt oder nicht. Und doch wäre es kein Wunder, wenn man dieses auch alsdann noch nicht entscheiden könnte; weil er, wie gesagt, nur gewandsweise von der Sache spricht. Findet man indeß nur, daß er nicht augenscheinliche Ungereimtheiten sagt, so ist es billig, daß wir das Beste, nicht das Schlimmste, von ihm annehmen.

Nun zu den Stellen! — Ich fange bey der an, die den meisten Streit veranlasset.

Plinius redet von dem Diamante, von der außerordentlichen Härte desselben, von dem sonderbaren Mittel über diese Härte

dennoch zu ſiegen, und fügt hinzu *): cum feliciter rumpere contigit, in tam parvas frangitur cruſtas, ut cerni vix poſſint. Expetuntur a ſcalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiem ex facili cavantes.

Dieſe Stelle, ſagt Herr Klotz, habe Chriſten auf die lächerliche Meinung gebracht, daß die alten Steinſchneider nur mit der Diamantſpitze gearbeitet. Ich habe erwieſen, daß Chriſt dieſe lächerliche Meinung nicht gehabt hat. Chriſt ſchloß aus dieſer Stelle, daß die Alten mit der Diamantſpitze gearbeitet; aber keinesweges, daß ſie einzig und allein damit gearbeitet hätten.

Doch, Herr Lippert behauptet, da hier überhaupt von keiner Diamantſpitze die Rede ſey; ſondern von dem Diamantpulver, welches anſtatt des Smirgels an das Rad geſtrichen worden. Dieſes Rad werde vorn ein wenig ausgedrehet, damit der Smirgel oder

*) Libr. XXXVII. Sect. 15.

das Diamantpulver besser hafte: und daher das Wort includuntur.

Ich antworte Herrn Lippert: wenn sich auch schon das Wort includuntur so auslegen läßt; so braucht Plinius doch noch ein anderes, welches dieser Erklärung durchaus widerspricht. Plinius sagt: cum feliciter rumpere contigit. Herr Lippert merke auf das feliciter. Dieses zeigt auf eine glückliche Spaltung des Diamants, und passet keinesweges auf seine eiserne Büchse, oder auf jede andere Weise der bloßen Zermalmung des Diamants in Pulver. Bey dieser ist weder ein feliciter noch infeliciter zu denken; wohl aber bey einer solchen Sprengung des Diamants, die eine gewisse Art von Splittern gewähren soll.

Auch Herr Kloß ist über dieses feliciter hingehuscht. Aber er hält sich an das includuntur; und weil er nicht zugeben kann, daß sich dieses Wort von dem bloßen Bestreichen verstehen lasse: was thut er? Er entscheidet, daß Plinius von einer Sache gesprochen, die er nicht verstanden.

Digitized by Google

Das iſt nun freylich der kürzeſte Weg, ſich aus den Schwierigkeiten, die man bey den alten Schriftſtellern findet, zu helfen.

Der ehrliche Künſtler wollte den Plinius retten: der ſtolze Gelehrte verweiſet ihn in die Schule, in die Werkſtätte, da erſt zu lernen, wovon er ſchreiben wollen.

Herr Klotz hat Recht: das includuntur, und noch weniger das feliciter erlaubet nicht, die Stelle des Plinius vom Diamantpulver zu erklären. Aber folgt daraus, daß Plinius nicht gewußt, was er ſchreibe?

Sagt nicht Solinus das nehmliche? und Iſidorus? und Marbodus? Herr Klotz wird ſagen, das ſind Ausſchreiber des Plinius. Ich gebe es zu: aber auch Ausſchreiber hätten leicht ſo etwas beſſer wiſſen können; wenn Plinius wirklich ſo unwiſſend geweſen wäre, als er ihn machen will.

Und warum ſoll es, warum kann es denn nicht bey dem Verſtande bleiben, den die Worte des Plinius nach ihrer eigentlichen Bedeutung geben? Warum ſoll denn nun

mit Gewalt alle Erwähnung der Diamantspitze aus dieser Stelle verdrängt werden?

Herr Klotz giebt ja zu, daß die Steinschneider die Diamantspitze brauchen, und wenn es auch wahr wäre, daß sie sie nur dazu brauchten, wozu er sagt; wenn es auch wahr wäre, daß die alten Künstler gleichfalls sie nicht weiter gebraucht hätten; würde sie dem ungeachtet nicht verdienen, unter den Werkzeugen der Steinschneider genannt zu werden?

Was will denn Plinius hier mehr, als ein solches Werkzeug nennen? Er spricht ja nicht von der Kunst überhaupt; er sagt ja nicht, daß dieses Werkzeug das einzige sey, welches die Kunst brauche; er merkt ja nur an, daß gewisse glückliche Splitter zerschlagener Diamanten von den Steinschneidern sehr gesucht würden, daß sie ihnen sehr zu Statten kämen, weil sie allen harten Steinen damit abgewinnen könnten.

Wie gesagt: wenn die Diamantspitze auch nur den Nutzen hätte, den ihr Herr Klotz giebt,

giebt, warum ſollte Plinius dieſen Nutzen nicht hier haben anmerken dürfen? Und hat ſie gar einen noch größern, den Natter ſelbſt, wie ich gezeigt habe, eingeſteht: ſo begreife ich vollends nicht, warum man Schwierigkeiten macht, ihn hier bey dem Plinius zu finden.

Neun und zwanzigſter Brief.

Ich habe geſagt, Plinius erwähne in jener Stelle der Diamantſpitze als eines einzelnen Werkzeuges, nicht aber als des einzigen: denn in andern Stellen erwähnt er anderer Werkzeuge.

Wo er lehret, wie falſche Edelſteine zu erkennen, kommt er auf die verſchiedene Härte der wahren, und ſagt*): tanta differentia eſt, ut aliae ferro ſcalpi non poſſint, aliae non niſi retuſo, verum ommes ada-

*) Libr. XXXVII. Sect. 76.

mante. Plurimum vero in his terebrazum proficit fervor.

Diese Stelle hat Herr Klotz selbst angeführet; aber, wie es scheint, bloß, um den kindischen Fehler des Harduin aufzumutzen, welcher sich einbildete, daß die bohrenden Instrumente der Steinschneider erst warm gemacht werden müßten. Herr Klotz hat sehr recht, daß unter dem fervor der geschwinde Umlauf des Rades zu verstehen.

Also erkennt er doch hier das Rad? Also hat Plinius nicht behauptet, daß die alten Steinschneider bloß mit der Diamantspitze gearbeitet?

Und gleichwohl soll Plinius, wie Herr Klotz sagt, die Sache nur halb verstanden haben?

Warum denn nur halb? Hier halb, und dort halb; Zwey Hälften machen ein Ganzes. Dort gedenkt Plinius der Diamantspitze; hier des Rades; was will denn Herr Klotz noch mehr?

Ich wollte wetten, daß es Herr Klotz sey, der die Sache nur halb versteht. Denn sonst

hätte er uns wohl mit klaren dürren Worten geſagt, worin ſich Plinius auch hier geirret habe. „Auch hier, ſagt er, vermißt man eine genaue und richtige Kenntniß der Steinſchneidekunſt. “Wie denn? warum denn? Mit der Sprache heraus, wenn man tadeln will!

Wenn ihm dieſe Stelle nicht richtig, nicht genau genug ſcheinet, ſo kann es nur daher kommen, daß er gar nicht einſieht, was Plinius ſagen will, daß er nicht einmal die Ausdrücke des Plinius begreift. Beſonders muß er gar nicht wiſſen, was Plinius unter dem ſtumpfen Eiſen, ferro retuſo, verſtehet, welches über gewiſſe Edelſteine mehr Gewalt habe, als das ſcharfe Eiſen.

Denn wenn er es wüßte: würde er den Gebrauch des Rades in ihm nicht noch weit deutlicher geſehen haben, als in dem terebrarum fervor?

Ich bilde mir ein, den ganzen Vorrath der Werkzeuge der alten Steinſchneider in dieſer Stelle des Plinius zu finden. Ich glaube ſogar eine ganze Gattung darunter zu bemerken,

von welcher die neuern Steinschneider gar nichts wissen.

Doch ich will mich nicht verleiten lassen, mit dieser Meinung eher hervor zu treten, als bis ich sie durch Versuche bestätigen kann.

Sie ist genau mit einer eigenen Betrachtung über die Toreutik der Alten verbunden, von welcher ich glaube, daß wir Neuern sie nur zur Hälfte ausüben, und daß es, um mich so auszudrücken, ein gewisses ἀντιστροφον von ihr geben könne, und wirklich gegeben habe, durch welches Dinge möglich zu machen, deren Bewirkung Salmasius ihr schlechterdings abspricht, und nur der Toreutik zuerkennen will *).

Dreyßigster Brief.

Herr Kloß erkannte in der vorigen Stelle des Plinius das Rad. Das Rad muß man auch in der Stelle voraussetzen, wo Plinius

*) S. die Zusätze des Herausgebers, XV.

von den verſchiedenen Sandarten handelt, durch deren Hülfe die Marmore und Edelſteine geſägt und geſchnitten wurden. Denn was er von der Sägung des Marmors ſagt *); arena hoc fit, & ferro videtur fieri, ſerra in praetenui lima premente arenas, verſandoque, fractu ipſo ſecante: das gilt ebenfalls von den Inſtrumenten des Rades.

Verſtehen wir uns auch über das Wort Rad? Bey der Beſchreibung, die Herr Lippert davon macht, könnten wir Gefahr laufen, uns nicht zu verſtehen. Ich weiß nicht, warum Herr Lippert, und die deutſchen Künſtler, denen er hierin ohne Zweifel folgt, das, was er auf der zwey und dreyßigſten Seite ſeines Vorberichts, neben der Büchſe, uns vorgezeichnet hat, das Rad nennen. Es iſt, ſo viel ich ſehen kann, die Bouterolle: nicht alſo das Rad, ſondern nur eins von den Inſtrumenten, welche in das Rad geſetzt werden. Was ich das Rad nenne, ſcheinet er das

*) Libr. XXXVI. Sect. 9.

Schlegezeug zu nennen. Doch, das sind Kleinigkeiten: wenn wir uns nur verstehen.

Genug, ich begreife unter dem Rade alle und jede eiserne oder kupferne Werkzeuge, welche nach Erforderniß der Wirkung, die sie hervorbringen sollen, in das Rad gesetzt und von dem Rade herumgetrieben werden. Von diesen Werkzeugen ist es unstreitig, daß sie, eben wie die Marmorsäge, eigentlich nicht selbst schneiden, sondern nur zu schneiden scheinen, indem sie den Smirgel, oder was man sonst für eine feinere Sandart dazu braucht, dem Steine einreiben: arena hoc fit, ferro et videtur fieri. Wie aber dieses ohne Maschine zu bewerkstelligen gewesen, ist nicht abzusehen. Folglich muß man eine Maschine, ein Rad, überall voraussetzen, wo von der Wirkung einer feinern Sandart auf Edelsteine die Rede ist, und diese Wirkung nicht das bloße Poliren seyn soll.

Nun lesen Sie die Stelle des Plinius *):

*) Lib. XXXVI. sect. 10.

Signis e marmore poliendis, gemmisque etiam *ſcalpendis* atque limandis, Naxium diu placuit ante alia: ita vocantur cotes in Cypro inſula genitae. Vicere poſtea ex Armenia vectae.

Naxium hieß alſo das Pulver, welches die alten Steinſchneider Anfangs anſtatt unſers Smirgels brauchten; und ward aus Cypriſchem Schleifſteine gemacht. In der Folge zog man das vor, welches aus Armeniſchem Schleifſteine verfertiget wurde.

Salmaſius macht über dieſe Stelle einen trefflichen Wirrwar. Weil Plinius an einem andern Orte *), wo er die verſchiednen Arten der Diamanten erzählet, auch eines cypriſchen Diamants gedenkt: ſo ſoll jener cypriſche Diamant, und dieſer cypriſche Schleifſtein, aus welchem das Naxium gemacht wurde, nur Eins ſeyn. Er meinet, Plinius habe irgendwo den cypriſchen Schleifſtein wegen ſeiner Härte adamas genannt gefunden,

*) Lib. XXXVIII. ſect. 15.

so wie selbst das Eisen aus eben der Ursache diesen Namen führe. Dadurch sey Plinius verleitet worden, dort unter die wirklichen Diamanten zu rechnen, was er hier einen bloßen Schleifstein nenne. Haec tam varie, setzt er hinzu *), quia ex variis auctoribus sumpta. Auctori igitur vel judicium vel otium defuit componendi similia inter se, quae apud diversos auctores invenerat, ac dissimilia secernendi. Kurz; Salmasius will von keinem cyprischen Diamante wissen; sein Solinus muß es dasmal besser verstanden haben, als Plinius; was Plinius de insula Cypro meinet, das soll de aere Cyprio zu meinen seyn **)!; der Diamant, von dem Plinius sagt, daß er in Cypern gefunden werde, muß der Diamant heißen, den man in Kupferminen finde; und was man den cyprischen Diamant genennt, das sey

*) Ad solinum p. 1101, edit. Paris.

**) Ibid. p. 1094.

nichts als der cypriſche Schleifſtein. Ueber den ſonderbaren Mann! Wozu denn nun alle dieſe Verdrehungen? Kann denn nicht eben dieſelbe Inſel beydes, Diamanten und Schiefer, hervorbringen?

Doch, warum will ich bloße Möglichkeiten gegen ihn anführen? Cypern hat wirklich Diamanten, und noch jetzt ſind die cypriſchen Diamanten unter dem Namen der Diamanten von Baffa bekannt.

Ich weiß wohl, daß die Kenner dieſe Diamanten nicht ſo recht für ächte wollen gelten laſſen. Aber eben dieſes macht es um ſo viel wahrſcheinlicher, daß Plinius die nehmlichen gemeint habe. Denn auch die cypriſchen Diamanten des Plinius ſind ihm von der ſchlechtern Gattung; weder ſo hart noch ſo klar, als die äthiopiſchen, arabiſchen und macedoniſchen.

Ein und dreyßigster Brief.

Ich wollte in meinem Vorigen von dem cyprischen Schiefer sprechen; (denn alle Schleif- und Probiersteine gehören unter die Schieferarten, und nur ihr besonderer Gebrauch giebt ihnen den besondern Namen): und kam auf die cyprischen Diamanten. Ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den Salmasius zu widerlegen. Merken Sie unsere Weise? Wir widerlegen immer die am liebsten, aus denen wir das meiste lernen. Aus einem kleinen Stolze, meine ich, daß wir doch etwas besser wissen, als sie. Oder meinen Sie, vielmehr aus Dankbarkeit, damit sie wiederum etwas von uns lernen mögen? —

Mit dem Meursius, der einen andern Fehler in der Stelle des Plinius findet, dürfte ich nicht so bald fertig werden: Er sagt, das Marium sey nicht von cyprischen, sondern von cretischen Schiefern gemacht worden! Plinius habe Kreta für Cypern schreiben wollen; denn nicht

auf Cypern, sondern auf Kreta liege ein Naxus*). Und es ist allerdings wahr, daß bey andern Schriftstellern, naxischer Stein durch Schleifstein aus Kreta erklärt wird **).

Harduin hatte den Einfall, anzunehmen***), daß dieser naxische Schiefer zwar wirklich in Cypern gebrochen, aber in Naxus auf Kreta vollends zurechte gemacht, und von da nach Rom gebracht worden, wodurch er seinen Beynamen erhalten.

Doch dieser Einfall empfiehlt sich durch nichts, als durch die Gutherzigkeit, auf seinen Schriftsteller durchaus keinen Fehler kommen zu lassen. Ehe wir den Alten einen so unnöthigen Transport von Cypern nach Kreta verursachen: dächte ich doch, wir ließen den Plinius sich lieber verschrieben haben. Solche Fehler können die Menge im Plinius seyn, und sind

*) Cypri lib. II. cap. 5.

**) Id. Cretae lib. I. cap. 12.

***) Ad. Plinii l. c.

wirklich darin; obschon gewiß die wenigsten von ihm selbst herkommen mögen. Ganz anders ist es mit Fehlern, wie Herr Klotz sie ihm aufheften will: mit Fehlern einer unbegreiflichen Unwissenheit, der er so leicht hätte abhelfen können. Warum hätten die cyprischen Schiefer nicht gleich in Cypern in die Form der Schleifsteine gebracht, oder zum Gebrauche der Steinschneider in Pulver verwandelt werden können; warum hätte man sie erst deswegen nach Naxus auf Kreta bringen müssen?

Endlich, was liegt daran, ob man den Naxischen Stein in Cypern oder in Kreta gebrochen? Ich will ihn ja unsern Steinschneidern, eben so wenig als den armenischen, statt des Smirgels empfehlen: ich habe eine ganz andere Absicht, warum ich seiner gedenke.

Genug, es war ein pulverisirter Schleifstein, dessen sich die Alten zum Ausarbeiten ihrer Gemmen bedienten. Ein Schleifstein, wiederhole ich: um meine Verwunderung damit zu verbinden, daß man den Alten einen so allgemeinen Gebrauch des Diamantpulvers, anstatt

des Naxium, anſtatt des armeniſchen Schiefer-pulvers, andichten will.

Herr Lippert wenigſtens ſcheinet ſich wirklich überredet zu haben, daß das Diamantpulver den alten Steinſchneidern eben ſo gewöhnlich geweſen, als den unſrigen der Smirgel *): denn er entſchuldiget dieſe, wegen des Gebrauchs des letztern, durch die Seltenheit und Koſtbarkeit der Diamanten; daher die wenigſten zum Gebrauche des Diamantpulvers angeführet werden könnten, und alſo, an den Smirgel einmal gewöhnt, wenn ſie mit jenem ſchneiden ſollten, oft zu viel von einem Orte wegnehmen würden; indem das Rad, mit Diamantpulver beſtrichen, weit geſchwinder und ſchärfer ſchneide, als Smirgel.

Ich bin gewiß, daß die Erſparung der Zeit, die Herr Lippert den alten Künſtlern machen will **), ihnen ſo nicht zu Statten gekommen.

*) Vorb. der Dakt. S. 34.

**) Vorb. der Daktyl. S. 33.

Ihr Naxium kann, in Betrachtung der Natur des Schiefers, weder geschwinder noch schärfer geschnitten haben, als der Smirgel, wohl aber feiner; so daß es ihnen einen großen Theil der Polirung ersparte.

Kurz; wenn ich schon nicht behaupten wollte, daß die Alten das Diamantpulver überhaupt nicht gekannt und gebraucht: so darf ich doch kühnlich läugnen, daß sie es zur Ausschleifung geringerer Edelsteine angewendet haben. Denn Herr Lippert mag von der jetzigen Kostbarkeit der Diamanten sagen, was er will: so waren sie bey den Alten doch noch ungleich kostbarer; denn sie waren ungleich seltner. Die Alten wußten von keinen brasilischen Diamanten, die so neuerlich Europa überschwemmt haben. Unsere Künstler müßten den Aufwand, den das Diamantpulver erfordert, also weit eher machen können, als ihn die alten Künstler machen konnten.

Und wer sagt es denn, daß diese ihn gemacht? Plinius? wo denn? Da, wo er aus-

drücklich des Mittelkörpers erwähnt, durch den die Instrumente des Rades in den Stein wirken, sehen wir ja, daß er das Naxium, daß er das armenische Schieferpulver nennet. Konnten die Künstler seiner Zeit aber damit fertig werden, was für Grund hat man, ihnen noch den Gebrauch des Diamantpulvers zuzuschreiben? Weil Plinius ihnen anderwärts denselben zuschreibt? Wo anderwärts? —

Zwey und dreyßigster Brief.

„Die Alten, sagt Herr Klotz *), kannten die „Kraft des Diamantstaubes, die feinen Steine „anzugreifen, und sie bedienten sich, welches „unläugbar ist, desselben.“

Welches unläugbar ist! Warum wäre es denn unläugbar? Weil es Herr Klotz bey dem Go guet dafür ausgegeben fand? Und warum giebt

*) S. 42.

es Goguet dafür aus *)? „Weil es Plinius „ausdrücklich sagt; und weil, wenn Plinius „auch nichts sagte, die Meisterstücke der alten „Steinschneidekunst, welche wir noch vor Au„gen haben, es deutlich genug zeigen würden."

Aber diese Meisterstücke können das nicht zeigen: denn Niemand läugnet, daß sie nicht auch mit Hülfe des Smirgels, des Naxiums, des armenischen Schieferpulvers, oder eines jeden andern aus einem orientalischen Steine verfertigten Nagemittels (Mordant,) eben so gut, obschon nicht eben so geschwind, hätten gearbeitet werden können.

Alles

*) Il est constant que les Anciens ont parfaitement connû la propriété qu'a la poudre de Diamant pour mordre sur les pierres fines; ils en faisoient un grand usage, tant pour les graver, que pour les tailler. Pline le dit expressement; & quand il ne l'auroit pas dit, les chef-d'oeuvres que les Anciens ont produits en ce genre, & que nous avons encore sous les yeux, le feroient assez connoître.

Digitized by Google

Alles beruhet folglich auf dem Zeugnisse des Plinius: in welcher Absicht sich Goguet auf zwey Stellen desselben beruft.

Die erste ist die nehmliche, welche ich in dem acht und zwanzigsten Briefe bereits untersucht habe, und die von parvis crustis eines glücklich zerschlagenen Diamants redet, deren sich die Steinschneider bedienten. Allein, ich habe eben da erwiesen, daß unter diesen crustis kein Staub, kein Pulver verstanden werden kann; sondern spitze schneidende Splitter zu verstehen sind, welche gefaßt werden können.

Die andere Stelle beweiset noch weniger; wo es nur überhaupt heißt, daß sich alle feine Steine ohne Unterschied mit dem Diamante graben ließen: verum omnes adamante scalpi possunt *). Denn können hier nicht eben sowohl jene parvae crustae des Diamants, jene kleine schneidende Splitter verstanden werden, als Diamantstaub.

Besonders muß Herr Klotz auf den Be-

*) Lib. XXXVII. sect. 76.

weis, der in der erstern Stelle liegen soll, gänzlich Verzicht thun; indem er selbst bekennt, daß das Wort includuntur nicht erlaube, etwas zu verstehen, welches dem Werkzeuge des Rades bloß angestrichen werde. Findet er nun aber da kein Diamantpulver, sondern Diamantsplitter, von welchen es sich Plinius bloß habe weiß machen lassen, daß man sie zum Steinschneiden brauche; wo findet er es denn?

Er wird es nirgends finden; und ich biete ihm Trotz, mir bey Griechen oder Römern sonst eine Stelle zu zeigen, die zu dessen Behufe angeführt werden könnte.

Und nun lassen Sie mich es gerade herausagen: ich glaube, die Alten haben das Diamantpulver ganz und gar nicht gekannt.

Denn nicht genug, daß die zwey einzigen Stellen, wo man dessen Erwähnung finden wollen, seiner nicht erwähnen; daß diese Stellen nicht von dem Diamantpulver, sondern von Diamantsplittern reden: ich getraue

mir, die eine ſogar zu einem klaren Beweiſe gegen das Diamantpulver zu machen *).

Plinius ſagt: Adamas, cum feliciter rumpi contigit, in tam parvas frangitur cruſtas, ut cerni vix poſſint. Expetuntur a ſcalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiem ex facili cavantes. Ich habe ſchon angemerkt, daß man auf das feliciter hier ſehr ſchlecht geachtet. Man hat es ſo verſtanden, als ob es zu contigit gehöre, als ob Plinius damit ſagen wollen, „wenn es ſich glücklicher Weiſe trift, daß man „den Diamant zerſchlägt.“ So hat es auch Goguet verſtanden, wenn er es als einen Beweis nimmt, qu'on ragardoit comme un heureux hazard de pouvoir le rompre. Aber das iſt falſch, das kann Plinius nicht haben ſagen wollen; denn es war kein bloßer glücklicher Zufall mehr, wenn ſich der Diamant in Stücken ſchlagen ließ; man wußte, nach dem Plinius, ein ſicheres Mit-

*) S. die Zuſätze des Herausgebers, XVII.

tel, daß er in Stücken springen mußte; ob schon mit Mühe, aber doch ganz unvermeidlich; hircino sanguine, eoque recenti calidoque, macerata. Folglich ist das feliciter zu rumpere, und Plinius wollte sagen, „wenn es sich trifft, daß er glücklich springt:“ nehmlich, daß er in solche kleine schneidende Splitter springt, wie sie die Steinschneider suchen, und brauchen können. Es war kein Glück, daß er unter dem Hammer zersprang: es war kein Glück, wenn er so und so zersprang.

Ist aber das: nun so ist es auch klar, daß die Alten den Diamant nicht zu schleifen verstanden haben, daß sie nicht gewußt haben, der Diamant lasse sich durch seinen eigenen Staub schleifen. Denn hätten sie das gewußt, so hätte der Diamant mögen springen, wie er gewollt hätte: die Splitter hätten mögen von einer Art seyn, von welcher es sey: sie hätten ihnen immer nachhelfen, sie hätten ihnen immer durch das Schleifen die Spitze, die Schneide ertheilen können, welche der Künstler daran suchte.

Aber das konnten ſie nicht; und nur weil ſie es nicht konnten, mußten ſie es bloß auf einen glücklichen Zufall ankommen laſſen, dergleichen Splitter zu erlangen.

Ich bin verſichert, Goguet, wenn er noch lebte, würde dieſer meiner Auslegung am erſten beytreten; denn nur durch ſie fällt ein Einwurf wider ſeine Meinung, daß die Kunſt die Diamanten zu ſchleifen und zu brillantiren den Alterthume gänzlich unbekannt geweſen ſey, weg, den er zwar ſelbſt berührt, auf den er aber nur ſehr obenhin antwortet. Wenn nehmlich die Alten das Diamantpulver gekannt und gebraucht haben, wie Goguet zugeſtehen zu müſſen glaubt; wie kam es, daß ſie es nicht an dem Diamante ſelbſt verſuchten? „Dieſes ſcheint, antwortet Go„guet, allerdings ſchwer zu begreifen: gleich„wohl iſt es nun nicht anders. Auch finden „ſich mehr ſolche Beyſpiele von Schranken, „die ſich der menſchliche Geiſt gleichſam ſelbſt „zu ſetzen pfleget. Auf einmal bleibt er ſte„hen, wenn er eben dem Ziele am nächſten

„gekommen, und ihm noch kaum ein Schritt „fehlet, um es völlig zu erreichen.“

Es ist wahr, diese wunderbare Erfahrung hat man. Gleichwohl möchte ich mich doch so selten, als möglich, darauf berufen; eben, weil sie so wunderbar ist. Wenn wir ohne sie fertig werden können, desto besser. Und hier können wir es: die Alten versäumten das Diamantpulver an dem Diamante selbst zu versuchen, weil sie überhaupt das Diamantpulver nicht brauchten, nicht kannten.

Drey und dreyßigster Brief.

Wenn ich gesagt, daß die alten Künstler das Diamantpulver wohl nicht gebraucht haben dürften, weil die Diamanten vor Alters noch weit seltner, weit kostbarer gewesen, als sie jetziger Zeit sind: so würde man diesen Grund freylich um so viel mehr auch gegen die Diamantsplitter anwenden können. Wie viele

Diamanten hätten ſie oft zerſchlagen müſſen, ehe ſich einer wie ſie ihn brauchten, fand!

Plinius ſcheinet ihre Seltenheit durch das expetuntur a ſcalptoribus ſelbſt anzudeuten. Sie waren ſo gemein nicht, daß ſie jeder Artiſt leicht haben konnte. Vielleicht, daß manche ſich ohne ſie behelfen mußten.

Aber was thaten dieſe? Mußten ſie folglich alles durch das Rad vollführen? Nach dem Plinius nicht. In Ermangelung des Diamants fand ſich ein anderer Stein, deſſen Splitter das nehmliche verrichteten. Er ſagt von dem Oſtracitis *): duriori tanta ineſt vis, ut aliae gemmae ſcalpantur fragmentis ejus.

Ich getraue mir nicht zu ſagen, was dieſes für ein Stein geweſen, wie er jetzt heiße, wo er zu finden: aber wird deswegen das Vorgeben des Plinius ungewiß, oder gar falſch?

Was er dort cruſtas nannte, nennt er hier fragmenta: und dieſes Wort kann eben ſo wenig als jenes, Pulver von genanntem Stei-

*) Lib. XXXVII. Sect. 65.

ne bedeuten. Das Nehmliche also, mit so ähnlichen Worten, von zwey verschiednen, aber zu einerley Zwecke dienlichen, Dingen behauptet, zeigt, daß Plinius seiner Sache hierin sehr gewiß gewesen.

Er hat sich in das Mechanische keiner einzigen Kunst tiefer eingelassen; und, alles zusammengenommen, kann ich behaupten, daß er von der Steinschneidekunst, die er am wenigsten soll verstanden haben, gerade die meisten und positivsten Data angegeben hat. Er gedenkt der verschiednen Instrumente, nach Verschiedenheit der Härte der Steine; er gedenkt des Rades; er gedenkt der Diamantspitze, er gedenkt anderer scharfen Steinsplitter, welche bey gewissen Steinen die Stelle der Diamantspitze vertreten können; er gedenkt verschiedner Arten des Smirgels, um Smirgel hier für die allgemeine Benennung des Mittelkörpers bey dem Ausschleifen zu brauchen.

Was hat ein Mann mehr sagen können, der von dieser Kunst nicht ausdrücklich handeln

wollen; der nur beyläufig ihrer erwähnt, indem er auf die Materialien kömmt, deren ſie ſich bedient?

Und dennoch ſoll er nur halbe Kenntniß davon gehabt haben? Das glaube Herrn Kloz wer da will: mich hat er zu ſcheu gemacht, ihm irgend etwas auf ſein bloßes Wort zu glauben. —

Von ungefähr ſehe ich eben jetzt ein Wort bey ihm genauer an, von dem ich in einem meiner vorigen anmerkte, daß er es unrecht ſchreibe. Ich ſagte, er ſchreibe Agat, anſtatt Achat, nach dem Franzoſen oder Engländer, welcher ſeine Urſachen habe, das ch in ein g zu verwandeln. Aber nein; er ſchreibt nicht bloß Agat, ſondern gar Agath. Bewundern Sie den gelehrten Mann, dem eben ſeine Kenntniß der Griechiſchen Sprache ſo vortrefflich zu Statten kam! Als er bey dem Mariette, oder wer weiß wo, Agate las: ſo fiel ihm zwar nicht ein, welche Veränderung der Franzoſe mit ch mache; aber es fiel ihm ein, daß er oft das th in ein bloßes t verwandele, und

dieses brachte ihn auf das Wörtlein ἀγάθος. Von diesem Wörtlein also leitete er die Benennung des Steines ab, und schrieb Agath; mit Vorbehaltung, ohne Zweifel, die Ableitung einmal, gegen den Theophrast und Plinius, weitläuftig zu erhärten. Wenn dieses ist: so will ich dem Herrn Klotz allenfalls einen Vorgänger nennen; den Andreas Baccius nehmlich, welcher, wie ich vermuthe, auf eben diese Weise seine Kenntniß der Grichischen Sprache zeigen wollte. Lapis Achates, versichert er, sic dictus fuit, quasi sociabilis & gratiosissimus. Aber doch wollte er es nicht wagen, anstatt Achates, Agathes zu schreiben: und diese wichtige Neuerung war Herrn Klotz allein vorbehalten.

Vier und dreyßigster Brief.

Sie fragen, worauf ich mich in einem meiner Vorigen gegründet, wenn ich von Nattern gesagt, daß er mit seinen Instrumenten und Handgriffen geheim gewesen?

Nicht bloß auf das Werkzeug Parallellinien zu schneiden, das er zwar dem Herrn Guay mittheilte, aber dem ungeachtet in seinem Werke weder mit stechen ließ, noch sonst beschrieb, weil es in Frankreich und Italien noch nicht bekannt sey.

Nicht bloß darauf: sondern noch auf einen ganz andern Umstand. Aber gedulden Sie Sich. Herr Klotz hat uns Natters Leben versprochen. Wenn es wirklich das Leben des Künstlers wird; wenn es keine bloße Zusammenstoppelung topischer und chronischer Kleinigkeiten, kein kahles Verzeichniß seiner hinterlassenen Werke wird: so wird Herr Klotz diesen Umstand nicht bloß berühren, er

wird sich weitläuftig darüber auslassen. Da werden wir sehen, wie bekannt er in den Werkstätten ist; wie offenherzig die Künstler gegen ihn gewesen!

Und Natter hatte nicht bloß seine Geheimnisse. Natter war überzeugt, daß auch die Alten die ihrigen gehabt hatten. — Geben Sie Acht, wie viel Wichtiges und Neues uns Herr Kloß von beyden diesen Punkten sagen wird! —

Ende des ersten Theils.

Briefe,
antiquarischen Inhalts:

Αγωνισμα μαλλον ἐς το παραχρημα ἀκουειν ἡ κτημα ἐς ἀει —

Zweyter Theil.

Fünf und dreyßigster Brief.

Ich darf es widerholen *): „Was gegen mei„ne Deutung des so genannten Borgheſischen „Fechters zur Zeit noch erinnert worden, iſt „nicht von der geringſten Erheblichkeit.“

Was besonders Herr Klotz dagegen eingewendet hat, könnte nicht kahler seyn. Ich schlug vor, die Worte des Nepos, obnixo genu scuto, nicht zusammen zu lesen, sie nicht zu übersetzen, mit gegen das Knie gestemmtem Schilde; sondern nach genu ein Komma zu machen, und obnixo genu besonders, und

*) S. oben, Br. XIII. S. 103.

scuto besonders zu lesen. Hierwider sagt Herr Klotz, ich weiß selbst nicht was. Er räumet mir ein, daß man obniti in dem Sinne finde, in welchem ich sage, daß es hier gebraucht sey: und räumt es auch wieder nicht ein. Er führet selbst noch eine Stelle aus dem Livius an, die ich hätte brauchen können, und doch soll mir auch die nicht zu Statten kommen. Er gesteht zwar, daß man sagen könne, obnixo pectore, obnixa fronte, ohne Zufügung der Sache, gegen welche sich die Brust oder die Stirne stemmet: aber er versichert, daß man nicht sagen könne, obnixo genu. Warum nicht? Die Ursache behält er für sich; ich muß mich mit einem pro autoritate gesprochenen alia ratio est, mit einem insolens dicendi ratio begnügen.

Sie meinen, daß Herr Klotz, wenn es auf die Latinität ankömmt, auch schon eher das Recht hat, ein Wort pro autoritate zu sprechen, als ich. Das mag seyn! Aber ich kann mich allenfalls auf Männer berufen, die auch ihr Bißchen Latein verstanden haben. Denn ich bin nicht der erste, der obnixo genu von

scuto trennet. Unter andern muß es auch Stewechius so zu trennen, für gut befunden haben. Er schreibt in seinem Commentar über den Vegetius*): Chabrias, Athenienſium dux rei bellicae peritiſſimus, quo Phalangis impetum ſuſtineret, juſſit ſuos in acie ſubſiſtere, docuitque obnixo genu, ſcuto, projectaque haſta, phalangem expectare & excipere.

Aber Herr Kloß weiß nicht, was obnixo genu heißen ſoll. Er fragt: quid vero eſt *obnixo genu?* an idem quod *obnixo gradu?* hunc certe ſenſum locus poſtulat. In Wahrheit, wenn das ſo recht gefragt iſt: ſo muß ſich das gute Latein zuweilen von dem geſunden Menſchenverſtande ſehr weit entfernen; denn obniti zeiget unſtreitig eine Gegenwirkung an; das Beſtreben eines Körpers, ſich nicht aus dem Raume drängen zu laſſen, den er einmal einnimmt. Es kömmt alſo mehr dem Körper ſelbſt, als einer Veränderlichkeit deſſelben zu:

*) Ad Cap. 16 Lib. II.

und man würde berechtiget seyn, gerade umgekehrt zu fragen: quid vero est *obnixo gradu?* an idem quod *obnixo genu*? Denn sicherlich ist es der Fuß, und nicht der Schritt oder Tritt des Fußes, welcher entgegen gestemmt wird. Ich habe keine Autores mit Erythräischen Registern zur Hand; aber dem ungeachtet wollte ich wohl wetten, daß Herr Klotz keine Parallelstelle für obnixo gradu finden dürfte; denn gradus stabilis, gradus certus, ist das noch lange nicht.

Auch die Handschriften des Nepos, glaubt er gegen mich anziehen zu können. Wenn genu, sagt er, getrennt werden sollte, so müßte das folgende projecta hasta nothwendig eine Verbindungspartikel, ein et oder ein que haben; die meisten Handschriften lesen es aber ohne Verbindungspartikel: folglich u. s. w. — Die meisten! Hat sie Herr Klotz gezählt? Er sey: aber die meisten sind doch nicht alle, Und wenn es auch nur eine einzige wäre, welche projectaque hasta hätte: so wäre auch diese einzige für mich schon genug. Wie viele richtige Les-

arten

arten gründen sich bloß und allein auf eine einzige Handschrift; und welcher Kritikus in der Welt hat die Güte einer Lesart nach der Menge der Handschriften bestimmen wollen, in welchen sie sich befindet?

Endlich merkt Herr Kloß noch an, daß die rechte Hand an dem Fechter neu sey, und folglich überhaupt nichts Gewisses von ihm gesagt werden könne. Wenn es nur die Hand wäre, so würde es nicht viel zu bedeuten haben; die Richtung des übrigen Armes, die Lage der Muskeln und Nerven desselben würde deutlich genug zeigen, ob die angesetzte Hand anders seyn könnte, oder nicht. Aber Winkelmann sagt gar: der Arm *). Und das wäre freylich schon mehr. Doch auch so ist, aus der Lage des Achselbeines, und aus der ganzen Ponderation des Körpers für den fehlenden Arm noch immer genug zu schließen.

*) Dies sagt auch Herr von Ramdohr, über Malerey und Bildhauerarbeit in Rom. B. I. S. 331. — E.

Aber lesen Sie, bitte ich, den ganzen Ort bey dem Herr Klotz selbst *). Es soll mir lieb

*) Acta Lit. Vol. III. pt. 3. p. 313. Neque de hac re me sibi assentientem habet V. cl. Primum non nego τὸ *obnixus* hoc sensu occurrere, & potuisset Auctor locum Livii laudara (L. VI. 12. 8.) „ne procurri qui„dem ab acie velim, sed obnixos vos stabi„li gradu impetum hostium excipere." Ich danke für die gelehrte Nachweisung! Eben sehe ich, daß ich sie auch von dem ehrlichen Faber hätte bekommen können, wenn es mir, wie Herrn Klotz, eingefallen wäre, ihn zu Rathe zu ziehen.) Sed insolens est dicendi ratio, *obnixo genu*, non addito nomine rei cui obnititur. Alia ratio est exemplorum, ubi pectus & frons obniti dicitur. Quid vero est obnixo genu? an idem, quod obnixo gradu? Hunc certe sensum locus postulat. Porro plerorumque codicum lectio Viro cl. adversatur. Nam in iis legitur *obnixoque genu scuto projectaque hasta* i. e. h. d. Verbum *que* non posset [de-

seyn, wenn Sie mir mehr Bündiges darin zeigen können, als ich gefunden habe!

Sechs und dreyßigster Brief.

Aber ich habe ja den Borgheſiſchen Fechter mit dem Miles Veles zu Florenz verwechſelt? Das iſt doch wohl Einwurfs gegen meine Deutung genug? Und ſehen Sie: Herr Kloß ſelbſt verſichert, dieſe Anmerkung gegen mich gemacht zu haben, noch ehe er ſie in den Göttingiſchen Anzeigen gefunden *).

Ey, über den ſcharfſichtigen Mann! Ja, ja, was deſſen Falkenaugen entgehen ſoll! — Und er hat mich bloß mit dem Vorwurfe dieſes Fehlers verſchont, weil er aus Freund-

eſſe, ſi τὸ ſcuto conjungi deberet cum τῷ haſta. Denique dextra manus ſtatuae, quae *projectam haſtam* tenet, ab artifice recentiore addita eſt. Inde nihil certi de hac ſtatua dici poteſt.

*) Hamb. Correſp. v. J. 1768. Nr. 154.

schaft überhaupt keine Fehler in meinen Schriften rügen wollen. Nur jetzt erst, da ich diese Freundschaft nicht erwiedern will, sondern mich unterstanden habe, Fehler in seinen Schriften zu rügen, kömmt er gleichfalls damit angezogen.

Jämmerlich! — Denn was wird Herr Klotz nun sagen, wenn er hört, daß der Göttingische Gelehrte seinen Vorwurf zurück nimmt, und bekennet, daß er weiter nichts damit sagen wollen, als daß meine Deutung noch eher auf den Miles Veles zu Florenz, als auf den Fechter in der Villa Borgheſe passen dürfte? Wird Herr Klotz sagen, daß er das auch gemeint habe? Oder wird er gar nichts sagen? Ich denke wohl, er wird gar nichts sagen; er wird sich ganz in der Stille schämen. — Schämen? Auch das wird er nicht!

Alle dem ungeachtet aber bin ich bey weitem nicht mehr so überzeugt, daß der Borgheſische Fechter Chabrias ist, als ich es in meinem Laokoon gewesen zu seyn scheine. Ein Tag lehret den andern. Laokoon war kaum gedruckt, als

ich auf einen Umstand gerieth, der mich in dem Vergnügen über meine vermeinte Entdeckung sehr störte.

Zudem fand ich mich von Herrn Winkelmann selbst gewissermaßen irre gemacht; denn es hat sich in die Beschreibung, welche er uns von dem Borgheſischen Fechter giebt, ein Fehler eingeschlichen, der ganz sonderbar ist. Herr Winkelmann sagt *): „die ganze Figur ist vorwärts geworfen, und ruhet auf dem linken „Schenkel, und das rechte Bein ist hinterwärts „auf das äußerste ausgestreckt.“ Das aber ist nicht so: die Figur ruhet auf dem rechten Schenkel, und das linke Bein ist hinterwärts ausgestreckt.

Vielleicht mochte dasjenige Kupfer, welches mir aus denen, die ich vor mir gehabt hatte, am lebhaftesten in der Einbildung geblieben war, nach einem nicht umgezeichneten Bilde gemacht seyn. Es war durch den Abdruck links geworden, und bestärkte folglich die Idee, die

*) Geschichte der Kunst, S. 395.

ich in der Winkelmannischen Beschreibung fand. Ohne Zweifel mag auch ein dergleichen Kupfer den Fehler des Herrn Winkelmann selbst veranlaßt haben. Wahr ist es, der erste Blick, den ich auch in einem solchen Kupfer auf die Figur im Ganzen geworfen hätte, würde mich von diesem Fehler haben überzeugen können; denn derjenige Arm, welcher das Schild trägt, muß der linke seyn, wenn er auch schon im Kupfer als der rechte erscheint; und der Fuß, diesem Arme gegen über, muß der rechte seyn, wenn er schon in dem Kupfer der linke ist. Aber ich muß nur immer auf diesen allein mein Augenmerk gerichtet haben. Genug ich bin gemißleitet worden, und ich habe mich allzu sicher mißleiten lassen.

Doch, kömmt denn soviel darauf an, ob es der rechte oder linke Fuß ist, welcher ausfällt? Allerdings. Vegetius sagt*): Sciendum praeterea, cum missilibus agitur, sinistros pedes inante milites habere debere: ita enim vi-

*) De re milit. Lib. I. c. 20.

brandis ſpiculis vehementior ictus eſt. Sed cum ed pila. ut appellant, venitur, & manu ad manum gladiis pugnatur, tunc dexteros pedes inante milites habere debent: ut & latera eorum ſubducantur ab hoſtibus, ne poſſint vulnus accipere, & proximior dextra ſit, quae plagam poſſit inferre. So will es die Natur. Andere Bewegungen, andere Aeußerungen der Kraft, verlangen den rechten, andere verlangen den linken Fuß des Körpers voraus. Bey dem Wurfe muß der linke vorſtehen; desgleichen wenn der Soldat mit gefälltem Spieße den anrückenden Feind erwarten ſoll: denn der rechte Arm und der rechte Fuß müſſen nachſtoßen und nachtreten können. Der Hieb hingegen, und jeder Stoß in der Nähe, will den rechten Fuß voraus haben, um dem Feinde die wenigſte Blöße zu geben, und ihm mit der Hand, welche den Hieb oder Stoß führet, ſo nahe zu ſeyn, als möglich.

Folglich, wenn ich mir den Borgheſiſchen Fechter mit vorliegendem linken Schenkel, den

rechten Fuß rückwärts gestreckt, dachte: so konnte es gar wohl die Lage seyn, welche Chabrias seine Soldaten, nach dem Nepos, nehmen ließ; denn sie sollten in einer festen Stellung, hinter ihren Schilden, mit gesenkten Lanzen, die anrückenden Spartaner erwarten: die Schildseite und der Fuß dieser Seite mußte also vorstehen; der Körper mußte auf diesem Fuße ruhen, damit sich der rechte Fuß heben, und der rechte Arm mit aller Kraft nachstoßen könne.

Hätte ich mir hingegen den rechten Schenkel des Fechters vorgeworfen, und den ganzen Körper auf diesem ruhend, lebhaft genug gedacht: so glaube ich nicht, — wenigstens glaube ich es jetzt nicht — daß mir die Lage des Chabrias so leicht dabey würde eingefallen seyn. Der vorliegende rechte Schenkel zeigt unwidersprechlich, daß die Figur im Handgemenge begriffen ist, daß sie einem nahen Feinde einen Hieb versetzen, nicht aber einen anrückenden von sich abhalten will.

Sehen Sie, mein Freund, das hätte Herr

Klotz gegen meine Deutung einwenden können, einwenden sollen; und so würde es noch geschienen haben, als ob er der Mann wäre, der sich über dergleichen Dinge zu urtheilen anmaßen darf.

Und gleichwohl ist auch dieses der Umstand nicht, von dem ich bekenne, daß er schlechterdings meine Muthmaßung mit eins vernichtet. Gegen diesen wüßte ich vielleicht noch Ausflüchte; aber nicht gegen den andern.

Sieben und dreyßigster Brief.

Sie sollen ihn bald erfahren, den einzigen Umstand, gegen den ich es umsonst versucht habe, mich in dem süßen Traume von einer glücklichen Entdeckung zu erhalten; denn eben hat ihn ein Gelehrter berührt.

Und zwar eben derselbe Gelehrte, um dessen nähere Erklärung über den Vorwurf der Verwechselung des Borgheſischen Fechters mit

dem Miles Veles zu Florenz, ich mir in dem dreyzehnten dieser Briefe *) die Freiheit nahm, zu bitten.

Er hat die Güte gehabt, mir sie zu ertheilen. Lesen Sie beyliegendes Blatt **).

„Herr Lessing ist mit dem Recensenten der „Winkelmannischen Monumenti inediti in „unsern Anzeigen unzufrieden, daß er ihm „Schuld giebt, als habe er den Borgheſischen „Fechter mit dem so genannten Miles Veles „im Museo Florentino verwechselt. Herr Les„sing hat Recht; der Recensent hätte allers„dings dieses wenigstens durch ein, es scheint, „ausdrücken sollen. Herr Lessing lehnt auch „wirklich einen solchen Verdacht auf eine „nachdrückliche Weise von sich ab. Hierzu „kömmt in der That noch dieses, daß der „Miles Veles den Schild eben so wenig vor „sich an das Knie gestemmt hält, und daß

*) S. 98.

**) Göttingische Anzeigen v. J. 1768, St. 136. S. 1058.

„also das obnixo genu scuto eben so we„nig Statt findet; obgleich sonst die Stel„lung eines Kriegers, der seinen Feind er„wartet, und insonderheit das gebogene Knie, „auf die beschriebene Stellung des Chabrias „eher zu passen schien; in so fern man an„nehmen kann, daß des Chabrias Soldaten „den Schild auf die Erde angesetzt, ein Knie „gebogen und daran gestemmet, und auf diese „Weise ihre Kraft verdoppelt haben. Eben „diese Vorstellung hatte dem Recensenten „Anlaß zu jener Vermuthung gegeben, wel„che freylich Herr Lessing mit Grunde von „sich abweiset, und abweisen kann. Jene „Stellung läßt sich vielleicht auch eben so „gut, und noch besser, im Stehen denken, „so daß der Soldat das Knie an den Schild „anschließt, um dem andringenden Feinde mit „Nachdruck zu widerstehen." —

Das ist alles, was ich verlangen, das ist alles, was ich von einem rechtschaffenen Manne erwarten konnte! Er, dem es bloß um die Aufklärung der Wahrheit zu thun ist, kann

wohl dann und wann ein Wort für das andere, eine Wendung für die andere ergreifen; aber sobald er sieht, daß dieses unrechte Wort, daß diese unrechte Wendung einen Eindruck machen, den sie nicht machen sollen, daß kleine hämische Kläffer dahinter her bellen, und die unwissende Schadenfreude den Wurf, der ihm entfuhr, für abgezielt ausschreiet: so steht er keinen Augenblick an, das Mißverständniß zu heben; die Sache mag noch so geringschätzig scheinen.

Was wäre es denn nun, zwey Statuen verwechselt zu haben? — Freylich wäre es für die Welt weniger als nichts; aber für den, der sich einer solchen Nachlässigkeit schuldig machen könnte, und gleichwohl von dergleichen Dingen schreiben wollte, wäre es viel. Das Quid pro quo wäre zu grob, um das Zutrauen seiner Leser nicht dadurch zu verscherzen.

Ich will mich erklären, in wie fern ich auf dieses Zutrauen sehr eifersüchtig bin. Niemanden würde ich lächerlicher vorkommen, als mir selbst, wenn ich auch von dem allereingeschränk-

Digitized by Google

testen, unfähigsten Kopfe verlangen könnte, ein Urtheil, eine Meinung blindlings, bloß darum anzunehmen, weil es mein Urtheil, weil es meine Meinung ist. Und wie könnte ich so ein verächtliches Zutrauen fordern, da ich es selbst gegen keinen Menschen in der Welt habe? Es ist ein weit anständigeres, worauf ich Anspruch mache. Nehmlich: so oft ich für meine Meinung, für mein Urtheil, Zeugnisse und Fakta anziehe, wollte ich gern, daß Niemand Grund zu haben glaubte, zu zweifeln, ob ich diese Zeugnisse auch wohl selbst möchte nachgesehen, ob ich diese Fakta auch wohl aus ihren eigentlichen Quellen möchte geschöpft haben. Ich verlange nicht, mit dem Kaufmanne zu reden, für einen reichen Mann geachtet zu werden; aber ich verlange, daß man die Tratten, die ich gebe, für aufrichtig und sicher halte. Die Sachen, welche zum Grunde liegen, müssen so viel möglich ihre Richtigkeit haben; aber ob auch die Schlüsse, die ich daraus ziehe? Da traue mir niemand; da sehe jeder selbst zu.

Digitized by Google

Sonach: wenn man den Borgheſiſchen Fechter, den ich für den Chabrias halte, nicht dafür erkennen will; was kann ich dawider haben? Und wenn man mich wirklich überführt, daß er es nicht seyn könne; was kann ich anders, als dem danken, der mir dieſen Irrthum benommen, und verhindert hat, daß nicht auch andere darein verfallen? Aber wenn man ſagt, der Borgheſiſche Fechter, den ich zum Chabrias machen wolle, ſey nicht der Borgheſiſche Fechter; ſo iſt das ganz ein anderes. Dort habe ich mich geirrt, indem ich die Wahrheit ſuchte: und hier hätte ich als ein Geck in die Luft geſprochen. Das möchte ich nicht gern!

Doch, wie geſagt, es iſt nicht geſchehen; der Göttingiſche Gelehrte hat auch gar nicht ſagen wollen, daß es geſchehen ſey; nur Herr Kloß hat, unſtreitig aus eigener Erfahrung, einen ſolchen Blunder für möglich halten können; jener würdigere Widerſacher hat bloß ſagen wollen, daß meine Deutung beſſer auf eine andere Statue, als auf die, von der ich rede, paſſen dürfte.

Digitized by Google

Doch auch hierauf, wie Sie werden bemerkt haben, scheinet er nicht bestehen zu wollen; denn auf der einen Seite erklärt er sich, daß die Stellung des Miles Veles gleichfalls nicht vollkommen der Beschreibung des Nepos entspreche, indem das obnixo genu scuto, nach der gemeinen Auslegung, eben so wenig von ihm, als von dem Borgheſischen Fechter gelte: und auf der andern räumt er ein, daß der stehende Stand des Borgheſischen Fechters sich mit den Worten des Nepos eben so wohl zusammen räumen lasse, als der knieende des Miles Veles. Er hält sich auch in der Folge lediglich an meine Deutung selbst, und zeigt bloß umständlicher und genauer, warum diese nicht Statt haben könne, ohne sie weiter seiner Florentiniſchen Statue zueignen zu wollen. Denn lesen Sie nur:

„Nun bleiben aber doch gegen die andere „von Herrn Lessing vorgebrachte Meinung, „daß der Borgheſische Fechter den Chabrias „vorstellen solle, folgende Schwierigkeiten

„übrig, welche der Recensent damals freylich „nicht beybringen konnte. Nepos beschreibt „die Stellung der Soldaten des Chabrias „so, daß sie einen Angriff des eindringenden „und anprallenden Feindes haben aufhalten „wollen: reliquam phalangem loco vetuit „cedere, obnixoque genu scuto projec„taque hasta impetum excipere hostium „docuit. Der natürliche Verstand der Wor„te scheinet der zu seyn, daß die Soldaten „das Knie an den Schild anstemmen, und so „den Spieß vorwärts halten mußten, daß „der Feind nicht einbrechen konnte. Diese „Erklärung wird durch die beyden Parallel„stellen im Diodor und Polyän, und durch „die Lage der Sache mit den übrigen Um„ständen selbst, bestätiget; denn der Angriff „der Lacedämonier geschah gegen die auf ei„ner Anhöhe gestellten Thebaner. (Vergl. „Xenoph. Rer. Gr. V. 4. 50). Hiermit „scheinet der Borghesische Fechter nicht wohl „überein zu kommen, dessen Stellung diese „ist, daß er nicht sowohl den Angriff auf-

hält,

Digitized by Google

„hält, als selbst im lebhaftesten Ausfalle be„griffen ist; daß er den Kopf und die Au„gen nicht vor- oder herabwärts, sondern auf„wärts richtet, und sich mit dem aufwärts „gehaltenen Schilde vor etwas, das von oben „herkömmt, zu verwahren scheinet; wie nicht „nur das Kupfer zeiget, sondern auch Herr „Lessing im Laokoon selbst die Beschreibung „mit Winkelmanns Worten anführt. Herr „Lessing, der diese Unähnlichkeiten gar wohl „bemerkt hat, schlägt vor, die Stelle im „Nepos durch eine andere Interpunktion „der Stellung des Borgheſischen Fechters „näher zu bringen. Dem sey also: aber „auch dann wissen wir weder die Stelle im „Diodor und Polyän, noch die Stellung „beyder Heere, noch das loco vetuit cede„re, das projecta hasta, das impetum ex„cipere hostium damit zu vereinigen. Doch „alles dieses muß Herr Lessing nicht als Wi„derlegung, sondern als Schwierigkeiten an„sehen, die er in der Folge seiner Briefe „vielleicht aus dem Wege räumen wird.

„Denn sonst würden wir noch anführen, daß „der ganze Körper des Borgheſischen Fechters „in unsern Augen den ganzen Wuchs und „Bildung, die Haltung und Stellung eines „Fechters, aber gar nicht das Ansehen eines „athenienſischen Feldherrn hat. Aber nach „Kupfern läßt sich so etwas nicht beurthei„len, und hierbey könnte die Vorstellungs„kraft sehr verschieden seyn. Noch müssen „wir gedenken, daß wir vor einiger Zeit in „Herrn Prof. Saxens zu Utrecht Abhandlung „de Dea Angerona p. 7. den Stein im „Muſ. Flor. T. II. tab. 26. n. 2. gleichfalls „mit dem Chabrias verglichen gefunden „haben."

Das nenne ich doch Einwürfe! Hier höre ich doch einen Mann, der mit Kenntniß der Sache spricht, der Gründe und Gegengründe abzuwägen weiß, gegen den man mit Ehren Unrecht haben kann! — Erlauben Sie mir die ganze Stelle durchzugehen, und anzuzeigen, was ich für mehr oder weniger

schließend, und was ich für völlig entscheidend darin halte.

Der Göttingische Gelehrte erkennet in der Borgheſischen Statue den ganzen Wuchs, die ganze Bildung eines Fechters; das Ansehen eines athenienſischen Feldherrn hat ſie ihm gar nicht. — Gegen jenes hat Winkelmann ſchon erinnert, „daß den Fechtern in Schau„ſpielen die Ehre einer Statue unter den „Griechen wohl niemals widerfahren ſey, „und daß dieſes Werk älter, als die Ein„führung der Fechter unter den Griechen, zu „ſeyn ſcheine.“ Auf dieſes würde ich antworten, daß die Statue ikoniſch ſey. Es war eine größere Ehre bey den Griechen, eine ikoniſche Statue zu erhalten, als eine bloß idealiſche *): und Chabrias war der größeren Ehre wohl würdig. Folglich muß man das Ideal eines Feldherrn daran nicht ſuchen; ſie iſt nach der Wahrheit der Natur gebildet, und aus einem einzelnen Falle ge-

*) Laokoon, Th. IX. S. 26.

nommen, in welchem sich Chabrias selbst zugleich mit als den thätigen Soldaten zeigte, nachdem er sich als den denkenden Feldherrn erwiesen hatte. Wenn Winkelmann die erhabenern Statuen des Apollo und Laokoon mit dem Heldengedichte vergleicht, welches die Wahrscheinlichkeit über die Wahrheit hinaus bis zum Wunderbaren führet; so ist ihm unser Fechter wie die Geschichte, in welcher nur die Wahrheit, aber mit den ausgesuchtesten Gedanken und Worten, vorgetragen wird. Er siehet in seiner Bildung einen Menschen, welcher nicht mehr in der Blüthe seiner Jahre stehet, sondern das männliche Alter erreicht hat, und findet die Spuren von einem Leben darin, welches beständig beschäftiget gewesen, und durch Arbeit abgehärtet worden. Alles das läßt sich eher von einem Krieger überhaupt, es sey ein befehlender oder gehorchender, als von einem abgerichteten feilen Fechter, sagen.

Nach der Form, welche also wider meine Deutung eigentlich nicht wäre, lassen Sie

uns die Stellung betrachten. Der Borghesische Fechter, sagt Winkelmann, hat den Kopf und die Augen aufwärts gerichtet, und scheinet sich mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, das von oben herkömmt. Aber der Soldat des Chabrias, sagt mein Gegner, mußte gerade vor sich hinsehen, um den anrückenden Feind zu empfangen; ja, er mußte sogar herabwärts sehen, indem er auf einer Anhöhe stand, und der Feind gegen ihn bergan rückte. Hierauf könnte ich antworten: der Künstler hat sein Werk auf eine abhängende Fläche weder stellen können, noch wollen; sowohl zum Besten seiner Kunst, als zur Ehre der Athenienser, wollte er und mußte er den Vortheil des Bodens unangedeutet lassen, den diese gegen die Spartaner gehabt hatten; er zeigte die Stellung des Chabrias, wie sie für sich, auf gleicher Ebene mit dem Feinde, seyn würde; und diese gleiche Ebene angenommen, würde der einhauende Feind unstreitig seinen Hieb von oben herein haben führen müssen; nicht zu gedenken, daß

der Feind, wie Diodor ausdrücklich sagt, zum Theil auch aus Reiterey bestand, und der Soldat des Chabrias sich um so mehr von obenher zu decken hatte. Dieses, sage ich, könnte ich antworten, würde ich antworworten, wenn ich sonst nichts zu antworten hätte, das näher zum Zwecke trifft. Aber wie ich schon erinnert habe, daß Winkelmann die Füße des Fechters verwechselt: so muß ich auch hier sagen, daß er die Lage des schildtragenden Armes ganz falsch erblickt, oder sich ihrer ganz unrichtig wieder erinnert hat. Und das ist der Umstand! Es ist mir schwer zu begreifen, wie so ein Mann in Beschreibung eines Kunstwerkes, das er unzähligemal muß betrachtet und wieder betrachtet haben, sich so mannichfaltig habe irren können; gleichwohl ist es geschehen; und ich kann weiter nichts als es bedauern, daß ich seinen Angaben, die ich nach dem eigenen Augenscheine ertheilet zu seyn glauben durfte, so sorglos gefolgt bin.

Nein, der Borgheſische Fechter scheinet sich nicht mit dem Schilde vor etwas zu verwahren,

was von oben her kömmt; schlechterdings nicht. Denn wenn er dieses scheinen sollte, müßte nicht nothwendig der Schild auf dem Arme fast horizontal liegen, und die Knöchelseite der Hand nach oben gekehrt seyn? Aber das ist sie nicht; die Knöchel sind auswärts, und das Schild hat fast perpendikular an dem Arme gehangen, welches auch aus dem Polster des obern Schildriemen abzunehmen. Der Kopf und die Augen sind auch nicht höher gerichtet, als nöthig ist, hinter und über dem Schilde weg zu sehen, und aus der gestreckten niedrigen Lage dem Feinde in das Auge blicken zu können. In den meisten Kupfern geht der linke Arm viel zu hoch in die Luft; die Zeichner haben ihn aus einem viel tiefern Gesichtspunkte genommen, als den übrigen Körper. Die eingreifende Hand sollte mit der Stirne fast in gerader Linie liegen, dessen mich nicht nur verschiedene Abgüsse überzeugen, sondern auch Herr Anton Tischbein versichert, welcher in Rom diese Statue studiert, und sie mehr als zehnmal aus mehr als zehn verschiedenen Ge-

sichtspunkten gezeichnet hat. Ich habe mir unter seinen Zeichnungen diejenige, die ich zu meiner Absicht hier für die bequemste halte, aussuchen dürfen, und lege sie Ihnen bey *). In der Sammlung des Maffei, ist es schon aus der Vergleichung beyder Tafeln, die sich daselbst von dem Fechter befinden, augenscheinlich, wie falsch und um wie vieles zu hoch der linke Arm in der einen derselben gezeichnet ist.

Ich habe es Winkelmannen zwar nachgeschrieben, daß sich der Fechter mit dem Schilde vor etwas zu verwahren scheine, was von oben her kömmt. Aber ich habe bey diesem von oben her weiter nichts gedacht, als in so fern es sich von jedem Hiebe sagen läßt, der von oben herein, höchstens von einem Pferde herab, geführet wird. Winkelmann aber scheinet einen aus der Luft stürzenden Pfeil oder Stein dabey gedacht zu haben, welcher mit dem Schilde aufgefangen werde;

*) S. Taf. 1.

denn anstatt daß er, in seiner Geschichte der der Kunst, überhaupt nur in dem Fechter einen Soldaten erkennet, der sich in einem dergleichen Stande besonders hervorgethan habe, glaubt er in seinem neuesten Werke *) sogar den Vorfall bestimmen zu können, bey welchem dieses geschehen sey: nehmlich bey einer Belagerung.

Wenigstens, glaube ich, würde er einen Ausfall der Belagerten haben annehmen müssen, wenn man in ihm gedrungen wäre, sich umständlicher, auch nach der übrigen Lage der streitigen Vorstellungen, zu erklären. Denn nur bey dieser kann der Belagerer mit dem Feinde, zugleich aus der Ferne und in der Nähe, zu streiten haben; nur bey dieser kann er genöthiget seyn, sich von oben her gegen das,

*) *Monumenti antichi inediti, Tratt. prel. p.* 94. & Ind. IV. Il preteso Gladiatore sembra statua eretta in memoria d'un guerriero che si era segnalato nell' assedio di qualche città.

Digitized by Google

was von den Mauern der belagerten Stadt auf ihn geworfen wird, zu decken, indem er zugleich handgemein geworden ist. Handgemein aber ist diese Figur, die wir den Fechter nennen; das ist offenbar. Sie ist nicht in dem bloßen unthätigen Stande der Vertheidigung; sie greift zugleich selbst an, und ist bereit, einen wohl abgepaßten Stoß aus allen Kräften zu versetzen. Sie hat eben mit dem Schilde ausgeschlagen, und wendet sich auf dem rechten Fuße, auf welchem die ganze Last des Körpers liegt, gegen die geschützte Seite, um da dem Feinde in seine Blöße zu fallen.

Bis hieher ist also von den Einwendungen des Göttingischen Gelehrten, dieses die schließendere: „Der Soldat des Chabrias „sollte den anprellenden Feind bloß abhalten; „die Stellung des Borgheſischen Fechters „aber ist so, daß er nicht sowohl den Angriff „aufhält, als selbst im lebhaftesten Ausfalle „begriffen ist: folglich kann dieser nicht jener, „jener nicht dieser seyn.“ Sehr richtig;

Digitized by Google

hierauf ist wenig, oder nichts zu antworten; ich habe mich in meinem vorigen Briefe auch schon erklärt, woher es gekommen, daß mich das Angreifende in der Figur so schwach gerührt hat: aus der Verwechslung der Füße nehmlich, zu welcher mich Winkelmann, wo nicht verleitet, so doch wenigstens darin bestärkt hat.

Acht und dreyßigster Brief.

Aber noch war ich in meinem Vorigen nicht, wo ich seyn wollte. —

Der bildende Künstler hat eben das Recht, welches der Dichter hat; auch sein Werk soll kein bloßes Denkmal einer historischen Wahrheit seyn; beyde dürfen von dem Einzelnen, so wie es existirt hat, abweichen, sobald ihnen diese Abweichung eine höhere Schönheit ihrer Kunst gewähret.

Wenn also der Agasias, dem es die Athenienser aufgaben, den Chabrias zu bilden, ge-

Digitized by Google

funden hätte, daß der unthätige Stand der Schutzwehr, den dieser Feldherr seinen Soldaten gebot, nicht die vortheilhafteste Stellung für ein permanentes Werk der Nachahmung seyn würde: was hätte ihn abhalten können, einen späteren Augenblick zu wählen, und uns den Helden in derjenigen Lage zu zeigen, in die er nothwendig hätte gerathen müssen, wenn der Feind nicht zurück gegangen, sondern wirklich mit ihm handgemein geworden wäre? Hätte nicht sodann nothwendig Angriff und Vertheidigung verbunden seyn müssen? Und hätten sie es ungefähr nicht eben so seyn können, wie sie es in der streitigen Statue sind?

Welche hartnäckige Spitzfindigkeiten! werden Sie sagen. — Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum sogleich aufgiebt, weil man voraussieht, daß sie in die Länge doch nicht zu behaupten sey. Noch weniger muß man, wenn der tapfere Tydeus an dem einen Thore stürmt, die Stadt dem minder zu fürchtenden Partheno-

päus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen.

Beschuldigen Sie mich also nur keiner Sophisterey, daß, indem ich mein Unrecht schon erkenne, ich mich dennoch gegen schwächere Beweise verhärte. —

Das Wesentliche meiner Deutung beruhet auf der Trennung, welche ich in den Worten des Nepos, obnixo genu scuto, annehmen zu dürfen meinte. Wie sehr ist nicht schon über die Zweydeutigkeit der lateinischen Sprache geklagt worden! Scuto kann eben sowohl zu obnixo gehören, als nicht gehören: das eine macht einen eben so guten Sinn als das andere; weder die Grammatik, noch die Sache, können für dieses oder für jenes entscheiden; alle hermeneutische Mittel, die uns die Stelle selbst anbietet, sind vergebens. Ich durfte also unter beyden Auslegungen wählen: und was Wunder, daß ich die wählte, durch welche ich zugleich eine andere Dunkelheit aufklären zu können glaubte?

Aber gleichwohl habe ich mich übereilt. Ich

hätte vorher nachforschen sollen, ob Nepos der einzige Schriftsteller sey, der dieses Vorfalles gedenkt. Da es eine Griechische Begebenheit ist: so hätte mir einfallen sollen, daß, wenn auch ein Grieche sie erzählte, er schwerlich in seiner Sprache an dem nehmlichen Orte die nehmliche Zweydeutigkeit haben werde, die uns bey dem lateinischen Scribenten verwirret. Und wenn ich dann gefunden hätte, daß das, was Nepos durch obnixo genu scuto so schwankend andeutet, von einem durch τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας, und von dem andern durch τας ἀσπιδας ἐς γονυ προσεσταμενους ausgedrückt werde: würde ich wegen des eigentlichen Sinnes jener lateinischen Worte wohl noch einen Augenblick ungewiß geblieben seyn? Unmöglich.

Nun findet sich wirklich das eine bey dem Diodor*), und das andere bey dem Polyän**).

*) Diod. Sic. Lib. XV. c. 32. edit Wessel. T. II. p 27.

**) Strat. lib. II. cap. I. 2.

Beyder Ausdruck stimmt fast wörtlich überein, und gehet dahin, uns die Schilde an, oder vor, oder auf dem Knie denken zu lassen. Der andere Sinn, dem ich dem Nepos leihen konnte, ist in die Griechen nicht zu legen, und muß folglich der unrechte auch nothwendig bey dem Lateiner seyn.

Kurz; die Parallelstellen des Diodor und Polyän entscheiden alles, und entscheiden alles allein; obgleich der Göttingische Gelehrte sie mehr unter seine Velites als Triarios zu ordnen scheinet. Sie nur hatte ich im Sinne, als ich sagte *), „daß man mir gegen meine Deutung ganz etwas anders einwenden können, als damals noch geschehen sey, und daß ich nur diese Einwendung erwarte, um sodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drucken, oder sie gänzlich zurück zu nehmen.“

Ich nehme sie gänzlich zurück: der Borghesische Fechter mag meinetwegen nur immer der

*) Br. XIII. S. 103.

Borgheſiſche Fechter bleiben; Chabrias ſoll er mit meinem Willen nie werden.

In der künftigen Ausgabe des Laokoon fällt der ganze Abſchnitt, der ihn betrifft, weg: ſo wie mehrere antiquariſche Auswüchſe, auf die ich ärgerlich bin, weil ſie mancher tief gelehrte Kunſtrichter für das Hauptwerk des Buches gehalten hat *).

Neun

*) Leſſing erlebte, wie bekannt, die zweyte Ausgabe des Laokoon nicht; oder er ſäumte vielmehr, ſie zu veranſtalten: denn Bedürfniß war ſie ſchon lange. In dem von ſeinem Herrn Bruder beſorgten neuen Abdrucke dieſes Werks, der nun auch im neunten Bande dieſer vermiſchten Schriften wiederholt iſt, ſind zwar Zuſätze hinzugekommen, aber keine Aenderungen oder Auslaſſungen gemacht. Man ſehe darüber den Schluß der Vorrede des Herausgebers. E.

Neun und dreißigster Brief.

Meinen Sie, daß es gleichwohl Schade um meinen Chabrias sey? Daß ich ihn doch wohl noch hätte retten können? — Und wie? Hätte ich etwa sagen sollen, daß Diodor und Polyän spätere Schriftsteller wären, als Nepos? Daß Nepos nicht sie, wohl aber sie ihn könnten vor Augen gehabt haben? Daß auch sie von der Zweydeutigkeit des lateinischen Ausdrucks verführt worden? Ey nun ja, das wäre wahrscheinlich genug!

Doch ich merke Ihre Spötterey. Die Henne ward über ihr Ey so laut; und es war noch dazu ein Windey!

Freylich! Indeß, wenn Sie denken, daß ich mich meines Einfalls zu schämen habe, weil ich ihn selbst zurücknehmen müssen; so denken Sie es wenigstens nicht mit mir. — In dem antiquarischen Studio ist es öfters mehr Ehre,

das Wahrscheinliche gefunden zu haben, als das Wahre. Bey Ausbildung des erstern war unsre ganze Seele geschäftig; bey Erkennung des andern, kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu Statten. Noch jetzt bilde ich mir mehr darauf ein, daß ich in den Worten des Nepos mehr, als darin ist, gesehen; als daß ich endlich beym Diodor und Polyän gefunden habe, was ein jeder da finden muß, der es zu suchen weiß.

Was wollen Sie auch? Hat meine Muthmaßung nicht wenigstens eine nähere Discussion veranlaßt, und zu verdienen geschienen? Und ob ich schon der streitigen Statue aus der Stelle deß Nepos kein Licht verschaffen können: wie? wenn wenigstens diese Stelle selbst ein größeres Licht durch jenen unglücklichen Versuch gewönne?

Ich will zeigen, daß sie dessen sehr bedarf. — So viel ich noch Ausleger und Uebersetzer des Nepos nachsehen können, alle ohne Ausnahme haben sie die Stellung des Chabrias als knieend vorgestellt. So muß sie auch der Göttingische

Gelehrte gedacht haben, weil er sie in dem Miles Veles zu Florenz zu finden glaubte, der auf dem rückwärts gestreckten linken Knie liegt, und das rechte Schienbein vorsetzt. So muß sie nicht weniger Herr Prof. Sare annehmen, der eine Aehnlichkeit von ihr, auf einem geschnittenen Steine, ebenfalls zu Florenz, in der Figur des verwundeten Achilles zu sehen meinet, welche, das linke Schienbein vorsetzend, auf dem rechten Knie liegt, und sich den Pfeil nächst dem Knöchel dieses Fußes herauszieht. Kurz, sie müssen alle geglaubt haben, daß das eine Knie nicht gegen den Schild gestemmt seyn können, ohne daß das andere zur Erde gelegen.

Aber haben sie hierin wohl Recht? — Wo ist ein Wort bey'm Nepos, das auch nur einen Argwohn von dieser knieenden Lage machen könne? wo bey dem Diodor? wo bey dem Polyän? Bey allen dreyen befiehlt Chabrias seinen Soldaten weiter nichts, als 1) geschlossen in ihren Gliedern zu bleiben — loco vetuit cedere, — τη ταξει μενοντας — μη προδραμειν,

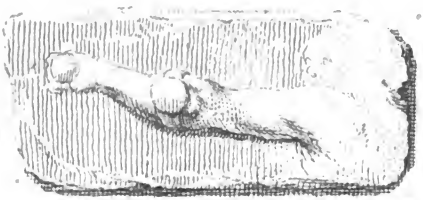
αλλα μενειν ἡσυχει; 2) die Spieße gerade vor zu halten — projecta hasta ἐν ὀρθῳ τῳ δορατι μενειν — τα δορατα ὀρθα προτεινομενους; 3) Die Schilde gegen das Knie zu senken, oder an das Knie zu schließen — obnixo genu scuto — τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας— τας ἀσπιδας ἐς γονυ προερεισαμενους. Da ist nichts vom Niederfallen; da ist nichts, was das Niederfallen im geringsten erfordern könnte! — Man erwäge ferner, wie ungeschickt so gar die knieende Lage zu der Wirkung gewesen wäre, die sich Chabrias versprach. Kann der Körper im Knieen wohl seine ganzen Kräfte anstrengen? kann er den Spieß so gerade, so mächtig vorhalten, als im Stehen? Das ὀρθα δορατα will, daß die Spieße horizontal gesenkt worden. Sie sollten dem Feinde gerade wider die Brust gehen; und im Knieen würden sie ihm gerade gegen die Beine gegangen seyn. Noch weniger würde sich das Knieen zu einem Umstande schicken, der dem Diodor bey Beschreibung dieser Evolution eigen ist. Er sagt, Cha-

brias habe seinen Soldaten befohlen, δεχεσθαι τους πολεμιους καταπεφρονηκοτως, die Feinde ganz verächtlich zu empfangen; und der Feind habe sich wirklich durch diese καταφρονησιν abschrecken lassen. Die kniende Lage aber hat von diesem Verächtlichen wohl wenig oder nichts; sie verräth gerade mehr Furchtsames, als Verächtliches; man sieht seinen Gegner darin schon halb zu seinen Füßen.

Man wende mir nicht ein, daß noch jetzt das erste Glied des Fußvolks den Angriff der Reiterey auf dem Knie empfängt. Dieser Fall ist ganz etwas anders. Das erste Glied befindet sich bey Ertheilung der letzten Salve schon in dieser Lage; der Feind ist ihm schon zu nahe, sich erst wieder aufzurichten. Zudem ist wirklich die schiefe Richtung des aufgepflanzten und mit der Kolbe des Gewehrs gegen die Erde gesteiften Bajonets dem ansprengenden Pferde gefährlicher; es spießt sich von oben herein tiefer. Wenn aber Fußvolk Fußvolk mit gesenktem Bajonette auf sich anrücken siehet, bleibt das er-

ste Glied gewiß nicht auf den Knieen, sondern richtet sich auf, und empfängt seinen Feind stehend.

Eben das thaten die Triarii bey den Römern. So lange die vordern Treffen stritten und standen, lagen sie auf ihrem rechten Knie, das linke Bein vor, ihre Spieße neben sich in die Erde gesteckt, und deckten sich mit ihren Schilden, ne stantes, wie Vegetius sagt, venientibus telis vulnerarentur. Allein sie blieben nicht auf den Knieen, wenn die vordern Treffen geworfen waren, und der Streit nunmehr an sie kam; sondern sodann richteten sie sich auf, consurgebant, und gingen dem Feinde mit gefällten Spießen entgegen. Nicht also ihre subsessio intra scuta, nicht ihre Bergung hinter dem Schilde auf dem Knie, in der sie noch keinen Feind vor sich hatten, und sich bloß gegen das Geschoß aus der Ferne, so wie es über die vordern Treffen flog, deckten: nicht die, sondern ihre aufgerichtete acies selbst, quae hastis velut vallo septa inhorrebat, kann mit dem Stande der Soldaten des



Digitized by Google

Digitized by Google

Chabrias verglichen werden. Nur daß diese den Feind bloß festen Fußes erwarteten, und ihm nicht entgegen rückten, um den Vortheil der Anhöhe nicht zu verlieren.

Das ist unwidersprechlich, sollte ich meinen; und ich habe sonach die Stelle des Nepos, da ich einen stehenden Krieger darin erkannte, doch immer noch richtiger eingesehen, als alle die, welche sich einen knieenden einfallen lassen. Ja es ist so wenig wahr, daß Herrn Saxens verwundeter Achilles, in Betracht seiner Stellung, mit dem Chabrias könne verglichen werden; oder daß der Miles Veles, wie ihn Gori genannt hat, eher noch Chabrias seyn könne, als der Borghesische Fechter, wie der Göttingische Gelehrte will: daß vielmehr an jene beyden auch gar nicht einmal zu denken ist, wenn man unter den alten Kunstwerken eine Aehnlichkeit mit jener Stellung des Chabrias aufsuchen will. Sie knieen; und die Statue des Chabrias kann schlechterdings nicht geknieet haben.

Was ließe sich gegen den Miles Veles

nicht noch besonders erinnern! Er hat im geringsten nicht das Ansehen eines Kriegers, welcher seinen Feind erwartet hat; denn er liegt auf dem linken Knie, und der nehmliche Arm mit dem Schilde weicht zurück. Könnte man auch schon annehmen, daß „des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angesetzt, ein Knie gebogen und daran gestemmt, und auf diese Weise ihre Kraft verdoppelt hätten:" so müßte doch dieses eine gebogene Knie das linke gewesen seyn, das rechte hätte es unmöglich seyn können; von dem Miles Veles aber liegt das linke zur Erde. Auch ist der rechte Arm desselben gar nicht so, wie er seyn müßte, wenn er mit demselben irgend ein Gewehr gegen den anrückenden Feind halten sollte. Nicht zu gedenken, daß die Figur bekleidet, und die Arbeit römisch ist, ob sie gleich keinen Römer vorstellet, und noch weniger einen Griechen vorstellen kann. Ich habe das Museum Florentinum nicht vor mir, um mich in einen umständlichen Beweis hierüber einlassen zu

können *). Aber des Schildes erinnere ich mich deutlich, den dieser vermeinte Miles Veles trät. Er hat Falten; welches zu erkennen giebt, daß es ein Schild von bloßem Leder war; kein hölzerner mit Leder überzogen. Dergleichen δερματινοι θυρεοι aber waren den Karthaginensern, und andern afrikanischen Völkern eigenthümlich **).

Doch was halte ich mich bey einem Werke auf, das mich so wenig angeht? Mein Gegner selbst gesteht, „daß sich die Stellung des Chabrias vielleicht eben so gut, und noch besser, im Stehen denken lasse, so daß der Soldat das Knie an den Schild anschließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerstehn.“ Und was ist das anders, als seine Vermuthung, daß jene knieende Figur Chabrias sey, mehr als um die Hälfte zurücknehmen? Ich schmeichle

*) S. die Zusätze des Herausg. XVII.

**) V. Lipsius de Milit. Rom. lib. III. Dial. I. p. m 103.

mir, wenn er meine Gründe in Erwägung ziehen will, daß er sie auch wohl ganz zurücknimmt, und sich überzeugt erkennet, daß die Stellung des Chabrias sich nicht bloß auch oder besser im Stehen denken lasse, sondern daß sie durchaus nicht anders gedacht werden könne, als im Stehen.

Nun aber, diese stehende Stellung als ausgemacht betrachtet: wie müssen wir uns die Haltung des Schildes selbst vorstellen, um das obnixum genu des Nepos, das κλινειν προς το γονυ des Diodorus, und das εις γονυ προτεινεσθαι des Polyänus davon sagen zu können?

Ich denke so! — Sie wissen, ohne es erst von Herrn Klotz aus geschnittenen Steinen gelernt zu haben *), daß es an den Schilden der Alten innerhalb zwey Riemen gab, die zur Befestigung und Regierung des Schildes dienten. Durch den obern ward der Arm bis an das Gelenk gesteckt, und in den untersten griff die Hand. Herr Klotz nennt, so wie er überhaupt

*) S. 103.

ſtark iſt, ſich von allen Dingen auf das eigentlichſte und beſtimmteſte auszudrücken, beyde dieſe Riemen Handhaben, und ſagt, daß die Soldaten den Arm durch beyde geſteckt*). Die Griechen haben ein doppeltes Wort für dieſe Riemen, ὄχανον und πόρπαξ; und ich meine, daß ὄχανον eigentlich den obern Riemen, den Armriemen, (wenn man ſich dieſes Wort dafür gefallen laſſen will) πόρπαξ aber den untern Riemen bedeutet, der allein die Handhabe heißen kann**). An dem ὄχανῳ blieb der Schild be-

*) Linguet hätte die Steine betrachten ſollen, „auf welchen man den doppelten Riemen am „Schilde deutlich ſieht, durch den die Soldaten den Arm ſteckten. Auf andern iſt nur „Eine dergleichen Handhabe zu ſehen. l. c.

**) Lipſius (Anal. ad Milit. p m. XVII. hat ſich von dieſem Unterſchiede nichts einfallen laſſen, und ὄχανον und πόρπαξ für völlig gleich bedeutende Wörter genommen. Daß ſie dieſes aber nicht geweſen, zeigt ſelbſt die Stelle beym Suidas, oder dem Scholiaſten

ständig fest: den πορπαξ aber konnte der Soldat fahren lassen, und ließ ihn fahren, so oft

des Aristophanes, in der es ungewiß gelassen wird, ob πορπαξ den Armriemen oder die Handhabe bedeute. Πορπαξ κατα μεν τινας ὁ ἀναφορευς της ἀσπιδος ὡς δε τινες, το διπλουν μεσον της ἀσπιδος σιδηρουν, ᾧ κρατει την ἀσπιδα ὁ στρατιωτης. Ich sage also auch nicht, daß ὀχανον und πορπαξ nie verwechselt worden, und daß es keine Fälle gegeben, wo man unter dem einen auch das andere verstanden; sondern ich rede bloß von der eigenthümlichen Bedeutung eines jeden dieser Wörter, wenn sie so stehen, daß nur einer von beyden Tragriemen gemeinet seyn kann. Alsdann, sage ich, heißet ὀχανον der Armriemen, welches mich die Stelle des Herodotus lehret, wo er sagt, daß die ὀχανα der Schilde von den Kariern erfunden worden, da man sie vorher bloß mit Riemen um den Hals gehangen, und so die linke Seite damit geschützt habe. Denn πορπακες, Handhaben, mußten an den Schilden nothwendig auch damals schon seyn, um

er die linke Hand nöthiger brauchte. Dieſes ſcheint Lipſius nicht erwogen zu haben, wenn

ſie von dem Leibe abzuhalten und nach Befinden zu lenken. Die Karier erfanden bloß, daß es beſſer ſey, die Schilde an dem Arme ſelbſt zu befeſtigen, als um den Hals zu tragen. Οχανον und πορπαξ mußten in der Weite des Elbogens bis zur geballten Hand aus einander ſtehen. Daher ſaß jener mehr gegen den obern Rand des Schildes, und dieſer gegen die Mitte deſſelben, damit ein großer Theil über die Hand hinaus reichte, und ſich die Deckung deſto weiter erſtreckte. Jener war ein wirklicher Riemen, mit einem kleinen Polſter an dem Orte, wo der Arm an dem Schilde anlag; dieſer aber war öfters von Eiſen, und ging durch den Schild durch. Dem πορπαξ entſpricht das lateiniſche anſa und Lipſius (l. c.) hat Unrecht, wenn er bey Gelegenheit einer Stelle des Ammianus ſagt: unam anſam nominat; atqui duae plerumque fuere in ſcuto grandiore. Denn dieſe Stelle ſelbſt zeigt, daß nur die Handhabe, und nicht der Aemrie-

Digitized by Google

er aus dem größern Schilde, welches die Triarii geführet, schließen will, daß ihre Spieße nicht allzu lang könnten gewesen seyn, weil sie dieselben nur mit Einer Hand führen müssen *). Sie konnten die andere Hand dazu nehmen, und nahmen sie wirklich dazu, wenn sie die Spieße mit größerer Macht vorhalten, oder

men, ansa geheißen. — Wenn man auf alten Denkmählern Schilde bloß mit Einem Tragriemen, das ist, bloß mit dem Armriemen, ohne Handhabe findet: so können es dem Feinde abgenommene und geweihete Schilde seyn, die nicht anders als mit abgebrochenen Handhaben in den Tempeln aufgehangen wurden, damit sich ihrer niemand in der Geschwindigkeit bedienen könne.

*) De M. R. lib. III. dial. 6. p. m. 135. Ne tamen erres, hastae istae non nimis longae, nec ut Macedonum sarissae. Qui potuissent? scutum majus sinistra Triarii gerebant; nec videntur nisi una manu commode tractasse istas hastas.

irgend einen kräftigern Stoß damit führen wollten.

Und nun überlegen Sie, wenn der Soldat die Handhabe des Schildes fahren ließ, um mit der Linken zugleich den Spieß zu fassen, und der Schild bloß an dem Armriemen hangen blieb: in welche Lage der Schild nothwendig fallen mußte? Da der Armriemen mehr gegen den obern Theil befestigt war: so konnte der übrige Theil nicht anders als herabsinken, gegen den vorgesetzten linken Fuß herabsinken, und, wenn der Schild lang genug war, das Knie desselben bedecken. Das Knie konnte sich sodann an den Schild stemmen: und kurz, es erfolgte der völlige Stand, den Chabrias seinen Soldaten zu nehmen befahl. Er befahl ihnen, in ihren Gliedern stehen zu bleiben; die Handhabe des Schildes fahren zu lassen, wodurch die Schilde auf das Knie herab sanken, τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας; zugleich mit der Linken den Spieß zu ergreifen, und so, ἐν ορθῳ τῳ δορατι μενειν, mit gefällten Spießen

den Feind zu erwarten. Das ist die ungezwungenste Umschreibung der Worte des Diodor, und kann es eben so wohl von den Worten des Nepos und des Polyänus seyn.

Wollten Sie zweifeln, ob die Alten wirklich ihren Schild bloß an dem Armriemen hangen lassen, um die linke Hand mit zu Führung des Spießes zu brauchen: so werfen Sie einen Blick auf einen Stein bey'm Natter. Er ist, als ob ich ihn zum Behuf meiner Meinung ausdrücklich hätte schneiden lassen; und ich kann mich daher nicht enthalten, Ihnen einen Abriß davon beyzulegen *). Betrachten Sie: hier hängt offenbar der Schild des stehenden Soldaten, der seinen verwundeten Gefährten vertheidigt, an dem bloßen Armriemen, und hängt so tief herab, daß er völlig das vorgesetzte Knie decken könnte, wenn der Spieß nicht so hoch, sondern mehr gerade aus geführet würde. Wundern

*) S. Taf. II. Beym Natter ist es die neunte Tafel.

Sie Sich aber nicht, daß das Schild innerhalb des Armes hängt; der Künstler wollte sich die Ausführung des linken Armes ersparen, und versteckte ihn hinter dem Schilde, da er eigentlich vor ihm liegen sollte. Vielleicht erlaubte es auch der Stein nicht, in den Schild oben tiefer hinein zu gehen, und so den Arm heraus zu holen, als unten der Kopf des liegenden Kriegers herausgeholet ist. Dergleichen Unrichtigkeiten finden sich auf alten geschnittenen Steinen die Menge, und müssen, der Billigkeit nach, als Mängel betrachtet werden, zu welchen die Beschaffenheit des Steines den Künstler gezwungen hat.

Vierzigster Brief.

Und nun wieder zu Herrn Klotz! Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Collegio wegbleiben wollten. Er lehret uns zwar wenig; aber dem ungeachtet können wir viel bey ihm lernen. Wir dürfen nur an

allem zweifeln, was er sagt, und uns weiter erkundigen.

Wo blieben wir? — Bey der Art, wie die alten Steinschneider in ihrer Kunst verfuhren, von der Plinius wenig oder nichts gewußt haben soll. Daß Herr Klotz nichts davon weiß, haben wir gesehen. Doch will er noch „zwey Anmerkungen beyfügen, die beyde das Mechanische der Kunst betreffen *)."

Die erste dieser Anmerkungen geht auf die Form der Steine. „Die alten Künstler," sagt Herr Klotz, „pflegten gern ihre Steine „hoch und schildförmig zu schleifen." — Einen Augenblick Geduld! Die alten Künstler? Sie selbst? Das heißt, ihnen auch sehr viel zumuthen. So weit, sollte ich meinen, hätten sich die alten Künstler die Steine wohl können in die Hand arbeiten lassen. Es sind ja jetzt drey ganz verschiedene Leute, die sich in die Verarbeitung der Edelsteine getheilt

*) S. 42.

haben: der Steinschleifer le Lapidaire; der Steinschneider, le Graveur en pierres fines; und der Juwelier, le Jouallier, oder le Metteur en oeuvre.

Warum sollte das nicht auch bey den Alten gewesen seyn? Und es ist allerdings gewesen. Sie hatten ihre Politores, sie hatten ihre Scalptores, sie hatten ihre Compositores gemmarum.

Politores gemmarum hießen die Steinschleifer; denn polire heißt nicht bloß, was wir im engen Verstande poliren nennen, welches man genauer durch laevigare ausdrückt; sondern es heißt auch zuschleifen. So sagt Plinius: Berylli omnes poliuntur sexangula figura: sie werden alle sechseckig geschliffen. Und nicht allein das Schleifen aus dem Groben, und das Poliren, glaube ich, war dieser Leute Sache. Sie verstanden sich, ohne Zweifel, auf alle und jede ἐργατια προς το λαμπρον, auf alle und jede Hülfsmittel und Kunstgriffe, die Steine reiner, klärer und glänzender zu machen. Natter be-

merkte, daß die alten Karneole und Onyche, auch wenn die Arbeit darauf noch so schlecht sey, dennoch sehr feine und lautere Steine wären: er schloß also, daß einige alte Künstler wohl das Geheimniß dürften gehabt haben, sie zu reinigen und in ihrem Glanze nachzuhelfen, indem man jetzt unter tausenden kaum Einen finde, der das nehmliche Feuer habe. Es streiten, sagt er, für diese Muthmaßung noch andere stärkere und überzeugendere Gründe, die ich dem neugierigen Leser indeß zu errathen überlasse, bis ich sie ihm bey einer andern Gelegenheit selbst mittheilen kann *).

*) Zum Schlusse seiner Vorrede: Je suis dans l'opinion, que quelques Graveurs anciens possédoient le secret de rafiner ou de clarifier les Cornalines & les Onyx, vû la quantité prodigieuse de Cornalines fines & mal gravées que les Anciens nous ont transmises; tandis qu'à present à peine en trouve-t-on une entre mille qui ait le même feu. Il y a encore d'autres raisons plus fortes & plus

Natter hat sehr richtig gemuthmaßt: wenn es anders bloße Muthmaßung bey ihm war, was Plinius mit ausdrücklichen Zeugnissen bestätigt, der uns so gar eins von den Mitteln aufbehalten hat, dessen sich die Steinschleifer zu dieser Absicht bedienten. Omnes gemmae, sagt er *), mellis decoctu nitescunt, praecipue Corsici: in omni alio usu acrimoniam abhorrentes. Eine bloße Reinigung der äußern Fläche kann nicht gemeinet seyn; dieser decoctus mellis Corsici mußte tiefer dringen und durch die ganze Masse des Steines wirken. Die Schärfe des Corsischen Honigs, die ihn hierzu vornehmlich geschickt machte, obgleich sonst die

convaincantes en faveur de cette conjecture; mais je laisse aux Curieux à les deviner, en attendant que je trouve une autre occasion de les leur communiquer.

*) Lib. XXXVII. sect. 74.

Edelsteine scharfe Säfte nicht wohl vertragen können, schreibt Plinius an einem andern Orte *) der Blüthe des Buxbaumes zu, welcher in Corsica sehr häufig wachse. Ich merke dieses an, um, in Ermangelung des Corsischen Honigs, unsern gemeinen Honig mit zerquetschten Buxbaumblättern oder Blüthen abzureiben, falls man einen Versuch damit machen wollte, für dessen Erfolg ich jedoch nicht stehen mag.

Aus den Händen dieser Politorum gemmarum empfingen also die Scalptores die Steine, an welchen sie ihre Kunst zeigen wollten. Sie von ihnen selbst zuschleifen lassen, heißt den Bildhauer in die Kluft schicken, daß er den Marmorblock, den er beleben will, auch selbst brechen soll.

Die Compositores gemmarum waren die, welche die geschliffenen oder geschnittenen Steine faßten, und so, wie sie sich nach ihren Farben am besten zusammen schickten,

*) Lib. XVI. sect. 18.

ordneten. Denn da die Alten einen ganzen Schmuck von lauter Steinen einer und eben derselben Farbe vielleicht nicht liebten, im Grunde auch so leicht nicht zusammen bringen konnten, als es uns bey der ungleich größern Menge von Steinen jeder Art möglich ist: so kam sehr viel darauf an, die Steine von verschiedenen Farben so zu verbinden, daß keiner den andern schändete, und sie alle zusammen eine gute Wirkung auf das Auge machten. Dieser Compositorum gedenkt Plinius, wo er von dem Opale redet *): Opali smaragdis tantum cedentes. India sola horum est mater; atque ideo eis pretiosissimam gloriam *compositores gemmarum &* maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. So hieß es, wie ich glaube, in allen gedruckten Ausgaben des Plinius, bis auf den Harduin, der, ich weiß nicht, welche Dunkelheit in den Worten des

*) Lib. XXXVII. cap. 6.

Plinius fand, und die letzte Periode aus seinen Manuscripten folgender Gestalt zu lesen befahl: atque in pretiosissimarum gemmarum gloria compositi maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. Das ist, wie er es in einer Note selbst erklärt, weil er ohne Zweifel voraussah, daß diese Lesart hinwiederum andern nicht sehr deutlich seyn dürfte: & cum pretiosissimis gemmis comparati maxime inenarrabilem dedere difficultatem, num gemmis aliis, quarum similitudinem referunt, potiores eos haberi oporteret. Es ist wahr nun versteh' ich es recht wohl, was Harduin will: aber eine solche unaussprechliche Schwierigkeit kömmt mir doch auch sehr seltsam vor. Eine unaussprechliche Schwierigkeit, einem Dinge einen Werth zu setzen, was keinen bestimmten Werth haben kann! Es kam ja lediglich auf den Geschmack des Liebhabers an. Meinetwegen mag also Harduin's Verbesserung gefallen, wem sie will; ich bleibe bey der alten Lesart, die doch wohl auch Manu-

Digitized by Google

ſcripte muß für ſich gehabt haben, und auf alle Weiſe dem Zuſammenhange gemäßer und des Plinius würdiger iſt. Nur weil Harduin, wie es ſcheint, nicht wußte, welche Idee er ſich eigentlich von den hier erwähnten Künſtlern machen ſollte, kam ihm die ganze Stelle dunkel vor. Er bildete ſich vielleicht ein, daß compoſitores gemmarum ſo viel als mangones, adulteratores gemmarum ſeyn ſollten: und ſie waren das, was ich geſagt habe. Sie faßten und ſetzten; und bey dieſer Arbeit erfuhren ſie denn, daß der Opal, dem pretioſiſſima gloria als eines ſeltenen Steines zukomme, der nur in Indien gefunden werde, zugleich inenarrabilem difficultatem habe; nehmlich in Anſehung ſeiner Verbindung mit andern Steinen. Denn da der Opal keine beſtimmte Farbe hat, ſondern mehr als Eine zeiget, ſo wie man ihn wendet, und die Lichtſtrahlen ſich durch ihn brechen: ſo muß ihm ſein Platz bey andern farbigen Steinen ſehr ſchwer anzuweiſen ſeyn, die ſich unmöglich nach allen ſeinen Veränderungen einmal ſo gut wie das andere zu

ihm schicken können. — In Absicht der Fertigkeit und des guten Geschmacks in Verbindung der verträglichsten Farben, vergleicht Paschalius *) die compositores gemmarum sehr richtig mit den Winderinnen der Blumenkränze, (Στεφανοπλοκοις) dergleichen Glycera war, mit welcher Pausias wetteiferte **).

Ein und vierzigster Brief.

Also schliffen sie eben nicht gern, die alten Künstler, ihre Steine hoch und schildförmig: sondern sie bedienten sich nur gern so geschliffener Steine. Und warum? Das will uns nun Herr Klotz lehren.

Hierdurch, sagt er, befreiten sie sich von „dem Zwange, den ihnen der enge Raum des

*) Coronarum lib. II. cap. 12,

**) S. Zus. XVIII.

„Steines anlegte: und sie konnten die äußern „und vom Leibe abstehenden Theile der Arme „und Beine ohne Verkürzung geschickt heraus„bringen. Die alten Steinschneider liebten die „Verkürzungen nicht, und nur die unvermeidli„che Nothwendigkeit mußte sie antreiben, sie zu „bilden. Man hat aber doch Beyspiele.“

Ich bitte Sie, mein Freund, lesen Sie das noch einmal; — und noch einmal. Denn nur Einmal, so obenhin gelesen, klingt es wirklich, als ob es etwas wäre. Und es ist nichts: nichts als Worte ohne Sinn!

Allerdings ist es wahr, daß der Raum einer convexen Fläche größer ist, als der Raum einer ganz ebenen, in der nehmlichen Peripherie eingeschlossen. Aber wie dieser größere Raum dem Steinschneider könne zu Statten kommen, das ist über meinen Begriff; denn das Relief der Figur, welche er entscheidet, wird ja nicht concav, sondern es muß so gleich oder so ungleich erhaben seyn, als es die Form dieser Figur erfordert. Bloß in der glatten Area des Steines erkennet man noch seine

Convexität. Der Künstler kann also schlechterdings weder größere noch mehrere Gegenstände auf eine schildförmige Fläche bringen, als sich auch auf eine ganz platte von gleicher Außenlinie bringen lassen. Ganz anders ist es, wenn man auf eine solche schildförmige oder sphärische Fläche zeichnet oder malet: auf der Fläche eines Hemisphärii z. E. lassen sich freylich mehrere Objekte, oder die nehmlichen Objekte größer zeichnen, als auf einen ebenen Cirkel von gleichem Diameter gehen würden. Das macht, wir können das Hemisphärium wenden, oder uns um dasselbe herumbewegen, und in Gedanken jedes einzelne Stück desselben applaniren. Sollte aber dieses Hemisphärium aus dem Punkte seiner höchsten Erhöhung oder Vertiefung auf einmal übersehen werden, wie eine geschnittene Gemme: so würde für den Maler auch nicht mehr Raum darauf seyn, als auf dem platten Cirkel von gleicher Peripherie. Ja, in diesem Falle wäre es so wenig wahr, daß ihm das Sphärische seiner Fläche dienlich

Digitized by Google

wäre, die Glieder oder Theile seines Objekts in ihren wahren völligen Maßen zu zeichnen, daß vielmehr gerade keines so gezeichnet werden könnte, und er überall Verkürzungen oder Verlängerungen anbringen müßte, wenn er das Auge glauben machen wollte, anstatt eines sphärischen Körpers, eine bloße cirkelrunde Fläche bemalt zu sehen.

Das alles sind bekannte Dinge! Können sie aber wohl Herrn Klotz bekannt seyn, wenn er uns weiß machen will, daß sich die alten Künstler durch das Schildförmige von dem Zwange befreiet, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und daß sie das Räumlichere der schildförmigen Fläche dazu genutzt, um die, vom Leibe abstehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung heraus zu bringen? Auch diese Theile müssen im Abdrucke so heraustreten, als ob sie gänzlich aus dem Vollen gearbeitet wären; und sie würden sehr krüppelig erscheinen, wenn man ihnen im geringsten anmerkte, daß sie sich auf einer concaven Fläche herumzögen. Die Verkürzungen,

Digitized by Google

die sich der Steinschneider auf der schildförmigen Fläche zu ersparen weiß, kann er sich eben sowohl auf der platten ersparen; der Unterschied des Raumes zwischen dieser platten und dieser schildförmigen Fläche von gleicher Peripherie kann ihm dazu nichts helfen.

Herr Kloß fährt fort: „Jene schildförmig geschliffene Steine waren zur Abwechselung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem. Wir haben vortreffliche Steine von dieser Art, die wir nicht genug bewundern können."

Das soll doch wohl ein zweyter Nutzen seyn, den Herrn Kloß den geschnittenen Steinen beylegt? Als dieser hätte es die Deutlichkeit erfordert, ihn mit dem Vorhergehenden durch ein Auch zu verbinden. Doch was Deutlichkeit? Die wollte ich ihm gern erlassen, wenn denn nur Wahrheit zum Grunde läge, die es der Mühe lohnte, aus seiner vorworrenen Schreibart heraus zu sitzen.

Also fand der alte Künstler auf dem schildförmigen Steine nicht allein mehr Platz, son-

Digitized by Google

dern er war ihm auch „zur Abwechselung in dem mehr oder weniger Erhabnen bequem!“ Nur der schildförmige hierzu bequem? Das versteh' ich nicht. Sind denn die flachen Steine nicht auch dazu bequem? Zeigen denn die Werke der neuen Künstler, die in flache Steine arbeiten, keine Abwechselung in dem mehr oder weniger Erhabnen? Oder soll bequem hier nur so viel heißen, als bequemer? Aber wie denn, warum denn bequemer? —

O, lassen Sie uns weiter gehen, mein Freund, damit ich gelegentlich auf etwas komme, das erörtert zu werden verdient. Herr Kloß weiß nicht, was er will; seine Fehler, die nur seine Fehler sind, sind so armselige Fehler, daß sie auch nicht einmal Anlaß geben, etwas eigenes anzubringen. Um sie in ihr Licht zu stellen, muß man fast eben so trivial und langweilig werden, als er selbst ist.

Digitized by Google

Zwey und vierzigster Brief.

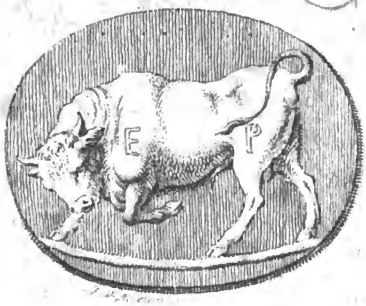
Nicht wahr? Nun glauben Sie mich ertappt zu haben! Wie ungerecht ich doch bin; und zugleich wie unvorsichtig! Alles, was ich in meinem Vorigen an Herrn Klotz tadle, hat nicht Herr Klotz sondern Herr Lippert gesagt. Herr Klotz hat, nach dem Rechte, daß ihm als Commentator des Herrn Lipperts zustand, diesen bloß ausgeschrieben.

Das hat er freylich. Aber gleichwohl ist es falsch, daß ich in dem Ausschreiber den Ausgeschriebenen getadelt habe. Als Herr Klotz Lipperten plünderte, entwandte er nur Lippertsche Worte und Redensarten; der Sinn darin war ihm zu schwer; den konnte er nicht mit fortbringen; den ließ er, wo er war.

Das soll sich gleich zeigen. Lassen Sie uns nur Herrn Lippert selbst hören, wie er sich über den Nutzen der schildförmigen Steine erklärt.

Die

magn. Gem.



magnitudo Gemmæ.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Hauptstelle ist in seinem Vorberichte *), wo er von dem gänzlichen Mangel der Perspektiv auf alten Kunstwerken redet, dabey aber des Vortheils erwähnt, wodurch in erhabener Arbeit das Auge noch einigermaßen betrogen, und jenem Mangel in etwas abgeholfen werde. Dieser besteht, wie bekannt, darin, „daß die voranstehenden Figuren stärker und erhabener, oder bey geschnittenen Steinen tiefer herausgehohlt, die hintern aber flächer gearbeitet sind, so wie sie mehr oder weniger entfernt scheinen sollen.“ Und nun fährt er fort: „Ein anderer Vortheil that bey geschnittenen „Steinen noch mehr; sie nahmen einen ho„hen und schildförmig geschliffenen Stein, in „welchen sie auf oberzählte Art die Figuren „einschnitten; die Fläche, welche nun im Ab„druck hohl erschien, machte, daß die Nebenfi„guren, wie von der Seite oder herumgestellet „und von der Hauptfigur entfernt aussahen, da „diese, wie gesagt, stärker ausgedruckt war.“

Die Anmerkung ist richtig und fein. Da die Theile einer concaven Fläche wirklich in ver-

*) S. XIX.

schiedener Entfernung von unserm Auge liegen; da sich wirklich nähere und tiefere Gründe darauf finden: so ist es gar wohl möglich und begreiflich, daß die Natur der zur kurz fallenden Kunst hier zu Statten kommen, und die Wirklichkeit an die Stelle der verfehlten Nachahmung treten kann. Das ist: es können und müssen Figuren, auch ohne nach den Regeln der Perspektiv behandelt zu seyn, mehr oder weniger entfernt scheinen, — wenn sie wirklich mehr oder weniger entfernt sind. Da aber der Künstler zu seiner Täuschung nur den Schein, und nie die Wahrheit selbst, brauchen soll; da die Vermischung des Scheines und der Wahrheit auch einem ungelehrten Auge bald merklich wird, und es beleidigt; da das, was die eingemischte Wahrheit leistet, noch weit von dem entfernt seyn kann, was nach den Gesetzen des Scheins geleistet werden sollte: da so gar das Wirkliche, welches in dem einen Falle der Nachahmung behülflich ist, in andern Fällen ihr vielleicht gerade zuwider laufen wird: so ist es wohl unstreitig, daß dieser angegebene Vortheil der schildförmigen Steine nur sehr zufällig, nur sehr

mißlich, nur sehr gering seyn kann. Herr Lippert gesteht es selbst; denn er setzt hinzu: „Die „Höhlung macht freylich einen Eindruck im Auge von einer ziemlichen Weite des Raumes, „wodurch beym ersten Anblick der Verstand betrogen wird. Er wird aber auch bey genauer „Betrachtung, wegen der Möglichkeit und „Wahrheit gar bald in Zweifel gesetzt, den man, „ohne Begriffe von Kunstregeln, nicht sogleich „heben wird; und von der Schönheit des Werks „gereitzt, vergißt man leicht, was mancher, auch „als ein Unwissender, nur für ein Nebenwerk „hält, weil er nicht nach der Wahrheit und „nach der Kunst zugleich urtheilet."

Es ist nicht zu läugnen, daß sich Herr Lippert hier nicht ein wenig bestimmter hätte ausdrücken können. Aber so verlegen man auch in den Styl eines Künstlers um die Wortfügung seyn mag: so leuchtet doch immer der Sinn hindurch: besonders für den, der nur einigermaßen im Stande ist, mit dem Künstler zu denken, und zu beurtheilen, was der Künstler ungefähr habe sagen können, und was er nach den Grundsätzen seiner Kunst schlechterdings nicht habe sagen können.

Kurz, es ist lediglich ein perspektivischer Vortheil, lediglich ein Vortheil, durch den der Stein ein augenblickliches Blendwerk von Perspektiv erhalten kann, ohne die geringste Perspektiv zu haben, den Herr Lippert der schildförmigen Fläche desselben beylegt. Und nun sagen Sie mir, was Sie von diesem Vortheile bey Herrn Klotz finden? Nicht eine Sylbe. Aber wohl hat er diesen Vortheil in einen andern umgeschaffen, von dem sich weder Lippert, noch ein Mensch in der Welt, träumen lassen: in den Vortheil der größern Räumlichkeit; in den Vortheil der Befreyung von dem Zwange, den der enge Raum des Steines dem Künstler anlegt. Kann man sich etwas Lächerlicheres und Sinnloseres denken?

Indeß begreife ich wohl, wie es mit dieser possirlichen Verwandlung zugegangen. Denn daß sie vorsetzlich seyn sollte; daß Herr Klotz dem Lippertschen Nutzen, den er etwa für falsch erkannte, einen andern von seiner eigenen Bemerkung sollte substituirt haben: das müssen Sie sich auch gar nicht einfallen lassen. Sein Fehler ist nicht, daß er unrichtig, sondern daß er schlech-

terdings gar nicht gedacht hat, als sich Lippert-sche Worte in Klotzische Perioden fügen mußten.

Sehen Sie nur nach, wo Herr Lippert, in dem Werke selbst, den bemerkten Vortheil der schildförmigen Fläche an einzeln Beyspielen zeigen will! So sagt er z. E. bey einem Jupiter Ammon auf einem Jaspis *): „Der Stein ist „erhaben und schildförmig geschliffen. Diesen „Vortheil, die Steine hoch und schildförmig zu „schleifen, brauchten die Alten, wie ich schon „im Vorbericht erinnert habe, um die Figuren „in allen Theilen flach zu schneiden und doch „auch die vom Leibe abstehenden Arme und Bei„ne, ohne sie zu verkürzen, geschickt heraus zu „bringen.“ Nun lesen Sie noch einmal, was Herr Klotz hieraus gemacht hat: „Durch das „Schildförmige befreyten sich die alten Künstler „von dem Zwange, den ihnen der enge Raum „des Steines anlegte; und sie konnten die äu„ßern vom Leibe abstehenden Theile der Arme „und Beine ohne Verkürzung geschickt heraus „bringen.“ Kann man wörtlicher und doch zugleich ungetreuer abschreiben? Herr Klotz behält

*) Erstes Tausend, Nr. 6.

ein jedes Wort, und ein jedes Wort sagt bey ihm etwas anders, als es bey Herrn Lippert sagt.

Herrn Lipperts Meinung ist die: da auf einer schildförmigen Fläche gewisse Theile wirklich dem Auge näher, und andere weiter von ihm entfernt liegen; so kann der Künstler seine darauf zu schneidende Figur so stellen, daß gewisse Glieder derselben uns näher oder weiter scheinen, ohne daß sie darum viel tiefer oder viel flacher geschnitten sind, als andere. Die ganze Figur kann gleich flach geschnitten seyn, und dennoch kann durch den Vortheil der schildförmigen Fläche dieses Glied mehr vorzutreten, und ein anderes mehr zurück zu weichen scheinen. Nehmlich was zurück weichen soll, bringt der Künstler der Mitte der schildförmigen Fläche, als welche in dem Abdrucke die größte Entfernung erhält, so nahe als möglich; und was vortreten soll, entfernt er von der Mitte, und bringt es auf die im Steine abfallenden und im Abdrucke aufsteigenden Theile der Fläche.

An einem Beyspiele läßt sich das am deutlichsten einsehen. Ich wähle eins aus dem Natter, wobey das Profil gezeichnet ist; die

Jägerin Diana, auf der ein und dreyßigsten Tafel. — Wie glücklich kömmt hier die concave Fläche der zurückweichenden linken, und der hervortretenden rechten Hand zu Statten! Die rechte Hand, durch die sich die Figur oben an dem Spieße heben will, ist mit ihrem Arme nur sehr flach geschnitten; gleichwohl tritt sie noch über das Gesicht hinaus. Wie könnte dieses aber möglich seyn, wenn sich die Fläche selbst, an der sie ruhet, nicht hervor böge? Wie tief hätte der Künstler arbeiten müssen, um sie so aus einem platten Steine heraus zu holen? Weit tiefer, als es der Umfang der Hand erlaubt, die nicht frey stehen kann, und einen Träger (Support) haben müßte. Was für einen Träger aber hätte er ihr geben können? Wenn er nicht auch hier eben den Fehler hätte begehen wollen, den er mit dem linken Knie begangen, (welches so weit vortritt, ohne daß der Raum hinter der Beugung desselben weiter eine Stütze oder Füllung hat, als in dem Abdrucke von dem Wachse von selbst zurückbleibt:) so hätte er ihr keinen andern geben können, als ihren eigenen Arm, wonach aber

nothwendig der ganze Arm weit mehr hätte verwendet, und folglich verkürzt werden müssen.

Und diese Verkürzung ist es, welche die schildförmige Fläche dem Künstler ersparte. Sie ersparte sie ihm aber nicht, weil sie geräumlicher als die platte Fläche ist, weil der völlige Arm auf ihr Raum hat, der auf der platten nicht Raum haben würde: deswegen gar nicht; das ist die schülerhafteste Idee, die man haben kann. Sondern sie ersparte sie ihm dadurch, daß sie ihm die Wirkung des Vortretens gewähret, die er sonst nicht anders als vermittelst einer gewaltsamen Verzürzung hätte erhalten können.

Das, und nur das, kann Herr Lippert meinen, wenn er sagt, „daß sich auf einem schildförmigen Steine die von dem Leibe abstehenden Arme und Beine, ohne sie zu verkürzen, ohne sie merklich tiefer zu schneiden, geschickt herausbringen ließen.“ Ein Exempel mehr kann nichts verderben. Betrachten Sie den Faun auf der zwey und zwanzigsten Tafel beym Natter. Beyde Arme desselben sind ohne alle Verkürzung; besonders scheinet der rechte dadurch, daß er nicht gegen uns zu verkürzt ist, so weit hinterwärts zu fallen, daß er in der Natur un-

Digitized by Google

möglich so seyn könnte, ohne ganz aus dem Schulterknochen verrenkt zu seyn. Gleichwohl müßte sowohl seine Hand, als die Hand des linken Armes, wenn der Stein merklich schildförmiger wäre, als er vielleicht seyn mag, vorzutreten scheinen, ohne deswegen viel tiefer geschnitten oder auf den verkürzten Arm gestützt zu seyn, bloß weil diese Hände in dem Abdrucke auf der concaven Fläche unserm Auge wirklich näher zu liegen kommen.

Auch Natter hatte diesen optischen Vortheil der convexen Steine, vor Lippert, schon bemerkt. Lesen Sie nur nach, was er, bey der sechzehnten Tafel von den spitzen Ohren des Sirius *), und bey der siebzehnten von dem Schwanze des Löwen sagt **). Aber Natter war zu vorsichtig, dieses sehr zufälligen Vortheils wegen die convexen Steine überhaupt

*) Cette convexité sert encore ici à relever davantage les extremités des oreilles, & à les rendre plus fines, de façon qu'elles paroissent s'avancer jusqu'à la hauteur des yeux.

**) La queuë du Lion n'est pas profonde, mais il semble que son extrémité s'éleve presque perpendiculairement à sa tête; ce qu'il auroit été impossible d'exprimer sur une pierre plate.

anzupreisen. Denn Herr Lippert mag auch noch so viel Beyspiele anbringen, wo die Convexität der Fläche eine gute Wirkung hat: so wird er doch selbst nicht in Abrede seyn, daß sich nicht noch weit mehrere anführen lassen, wo eben diese Convexität die Erscheinungen gerade falscher macht. Und gesteht er es nicht selbst, daß auch in den Fällen, wo die Convexität der Täuschung des Auges zuträglich ist, dennoch „der Verstand bey genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel gesetzt werde?"

Drey und vierzigster Brief.

Sollte nun das Büchelchen des Herrn Klotz ein Commentar über das Lippertsche Werk seyn: was hätte der Commentator hier thun müssen?

Er hätte müssen erinnern, daß Herr Lippert aus dem Vortheile der convexen Steine ein wenig zu viel mache; daß sie dieses Vortheils wegen nicht überhaupt empfohlen zu werden verdienten; daß diese Convexität eben so oft nachtheilig seyn könne; und daß es lediglich auf die zu schneidende Figur ankomme, ob der

Künstler lieber einen platten oder einen convexen Stein zu wählen habe. Diese letzte Erinnerung hat auch schon Natter gegeben*), und dadurch den Vorzug der convexen Steine richtiger und genauer bestimmt, als man wohl sagen möchte, daß es von Herrn Lippert geschehen sey.

Anstatt dessen aber, was hat er gethan, der treffliche Commentator? dieser stolze Scribent, der sich zutrauen durfte, sowohl dem Gelehrten, der die Künste kennt, als dem Künstler, der die Litteratur liebt, nützlich zu werden **); was hat er gethan? Nicht genug, daß er eine Anmerkung, die nur auf wenige Steine paßt, indem sich auf weit mehreren gerade das Ge-

*) Meth. de gr. p. 45. Ce Mercure-ci n'auroit pas été propre à être gravé dans une pierre fort convexe, parce que le corps & le bras auroient été trop enfoncés, avant que l'on eût pû placer la tête sur la même ligne, & l'on auroit été obligé de faire la draperie plus forte ou differente, & par conſequent le tout ſeroit devenu trop groſſier & peſant. Il paroit par-la que c'eſt ſur la Figure que l'on ſe propoſe de graver, qu'il faut ſe régler pour choiſir une ſurface ou plate ou convexe; & cela depend du genie de l'artiſte.

(* S. 15.

gentheil, und auf den allermeisten weder dieses noch jenes äußert; nicht genug, sage ich, daß er eine solche Anmerknng noch allgemeiner ausdrückt, sie noch wichtiger, von noch weiterem Belange macht, als sie selbst der Urheber ausgiebt: er hat diese Anmerkung nicht einmal verstanden: Und das habe ich doch wohl bewiesen!

Wahr ist es, auch die Worte des Herrn Klotz, „daß sich die alten Künstler durch die „schildförmige Fläche von dem Zwange befreyet, „den ihnen der enge Raum des Steines anlegte," sind gewissermaßen Worte des Herrn Lippert. Wenigstens bis auf das enge. Aber eben dieses einzige Wort, enge, welches Herr Klotz von den Seinem hinzufügt, beweiset auch unwiderspreclich, wie weit er von dem wahren Sinne seines Autors entfernt gewesen, und wie sehr er sich überhaupt hüten müßte, da, wo er gute Leute ausschreibt, das allergeringste von dem Seinen einzuflicken.

Herr Lippert kömmt nehmlich, in seinem Werke selbst, verschiedentlich auf den Vortheil der schildförmigen Steine. Besonders erklärt er sich, bey Nummer 139 des ersten Tausend,

faſt noch umſtändlicher darüber, als er es in der Vorrede gethan, indem er, außer dem dort angezeigten Nutzen, hier noch einen zweyten beybringt, den es Herrn Klotz gar nicht mitzunehmen beliebt hat. Ich will die ganze Stelle anführen, weil ich auch noch ſonſt eine Anmerkung darüber zu machen habe.

Ich hätte, ſchreibt Herr Lippert *), ſchon „längſt etwas von den hohen Steinen ſagen „ſollen, die ſich zu unſerer heutigen Art zu ſie„geln nun nicht mehr ſchicken, da wir uns „anſtatt des bey den Alten gewöhnlichen Wach„ſes, des Siegellacks bedienen. Man kann „eine gedoppelte Urſache angeben, warum den „Alten ein hoher und ſchildförmig geſchliffener „Stein gefiel. Erſtlich, um die äußern Theile „einer Figur, des flachen Schnittes ungeachtet, „dennoch ohne Verkürzung der Arme und Bei„ne, womit ſie ſich ohnedies nicht gern abga„ben, geſchickt heraus zu bringen, ohne ſich „wegen des Raums zwingen zu dürfen, „wie es wohl hätte geſchehen müſſen, „wenn der Stein wäre glatt geſchliffen „geweſen. Die zweyte Urſache konnte dieſe

*) S. 59.

„seyn, weil, da das Wachs nicht so hart, als „unser Siegellack, ist, das Bild leicht würde „seyn gedrückt, und also verwischt worden; „nachdem es aber auf diese Art zu stehen kam, „so verhinderte dernunmehr durch den Abdruck „entstandne hohe Rand, daß es nicht so leicht „geschehen konnte, und dieses sieht man bey „den besten und ältesten Steinen."

Ich habe schon gesagt: wenn man einen Künstler lieset, der mit andern Werkzeugen umzugehen gewohnt ist, als mit der Feder, so muß man mehr darauf sehen, was er nach den Grundsätzen seiner Kunst sagen kann, als was er zu sagen scheinet. „Ohne sich weg n des „Raums zwingen zu dürfen, wie es wohl „hätte geschehen müssen, wenn der Stein „wäre glatt gtschliffen gewesen." Ich wünschte selbst das Wort Raum aus dieser Redensart weg. Doch, wenn der um die Eigenthümlichkeit der Worte unbesorgte Künstler *), bey dem Worte Raum nicht eben einzig und allein an das Engere und Weitere gedacht; wenn er überhaupt die ganze äußere Conformation der Masse des Steines darunter verstanden hat: so hat es mit dem Sinne noch immer seine

*) Wenn es weniger wäre, würde er in eben dieser Stelle nicht auch glatt für platt gebraucht haben. Glatt kann auch ein schildförmiger Stein geschliffen seyn, aber nicht platt.

gute Richtigkeit. Er will sagen: auf einem schildförmigen Steine lassen sich die äußern Theile einer Figur geschickt, d. i. mit einem Anscheine des Hervortretens, der Näherung, herausbringen, ohne daß man deswegen nöthig hat, sie tiefer zu schneiden, oder gar die Arme oder Beine, an welchen diese äußern Theile sind, zu verkürzen, als zu welchem letztern der Raum eines platten Steines den Künstler würde gezwungen haben; nicht in so fern dieser Raum des platten Steines enger ist, und das unverkürzte Glied weniger Platz darauf hätte, als auf der schildförmigen Fläche; sondern in so fern es dem platten Steine da an Masse fehlet, wo der äußere Theil hervortreten soll, und es also nicht anders zum Hervortreten zu bringen ist, als daß man es auf seinem verkürzten Gliede aus der Tiefe des Steines herausholt. Ich beziehe mich nochmals auf die Diana beym Natter. Die rechte Hand, dieser äußere Theil des unverkürzten Armes, konnte nur vermittelst der schildförmigen Fläche des Steines bis über die Stirn herausgebracht werden: hätte der Künstler in einen platten Stein gearbeitet, so hätte er nothwendig den ganzen Arm verwenden, und so verkürzen müssen, daß er die Hand auf dem verkürzten Arme aus der Tiefe herausholen und bis über die Stirn bringen können. —

Digitized by Google

Sind sie noch zweifelhaft über das gedankenlose Ausschmieren des Herrn Klotz? — Nun wohl: Herr Lippert lebt ja. So sage es Herr Lippert selbst, wer von uns beyden, ich oder Herr Klotz, ihn richtiger verstanden? Ob schon Herr Lippert und Herr Klotz Freunde sind; ob ich Herrn Lippert schon nicht kenne; ob ich ihn schon nie mit ekelhaften Lobsprüchen zu bestechen, und mich an ihn anzuketten gesucht: dennoch berufe ich mich getrost auf seinen Ausspruch. Der älteste und theuerste Freund des Künstlers, ist ihm die Kunst. Er entscheide, wenn er es der Mühe werth hält. Er sage es selbst, und alsdann muß ich es wohl glauben, daß er das Räumlichere für das halte, warum die Alten die schildförmigen Steine den platten vorgezogen. Er sage es selbst: — aber auf allen Fall erlaube er mir auch, ihn um ein Paar Beyspiele zu ersuchen. Er sey so gut, und weise mir die Gemmen nach, auf welche der Künstler wegen der Convexität ihrer Fläche mehr oder größere Gegenstände bringen können, als ihm auf platten Steine von der nehmlichen Peripherie zu bringen möglich gewesen wäre *).

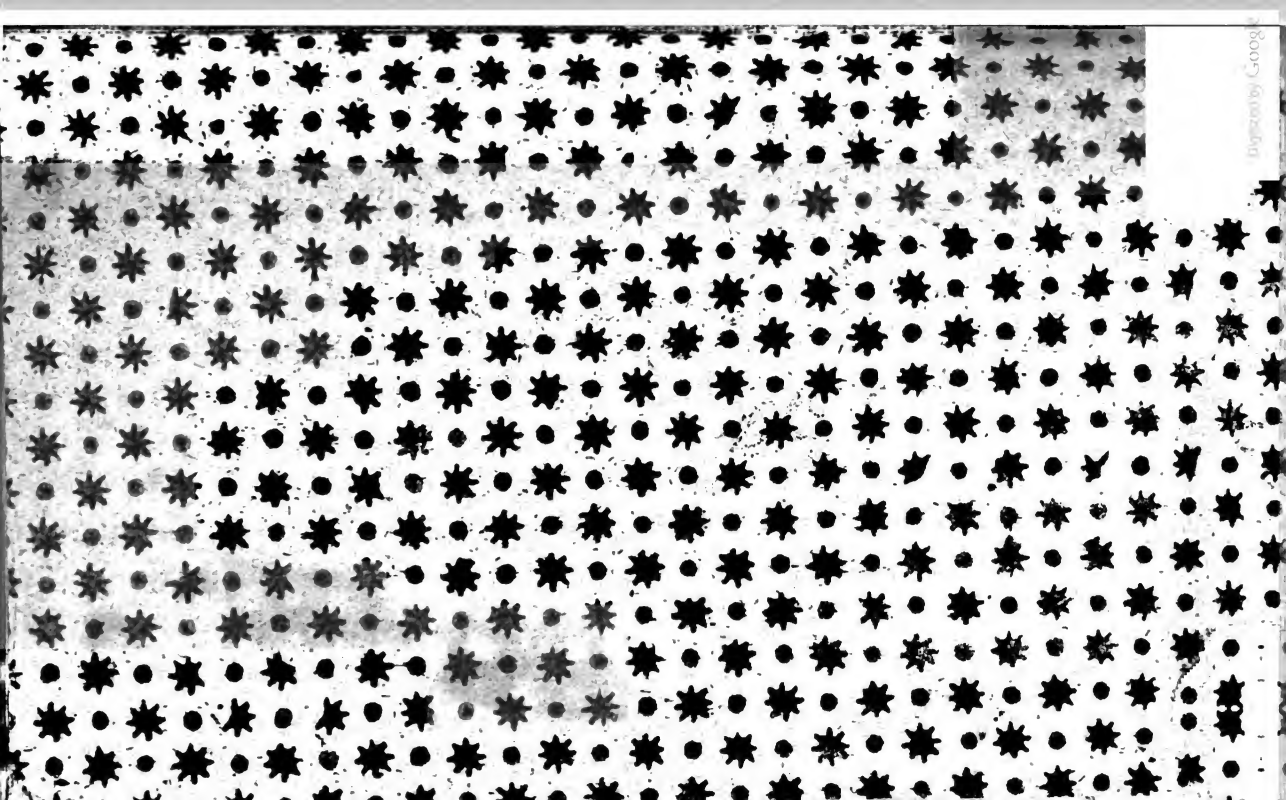
*) So viel dem Herausgeber bekannt ist, hat Lippert sich hierüber nie erklärt.

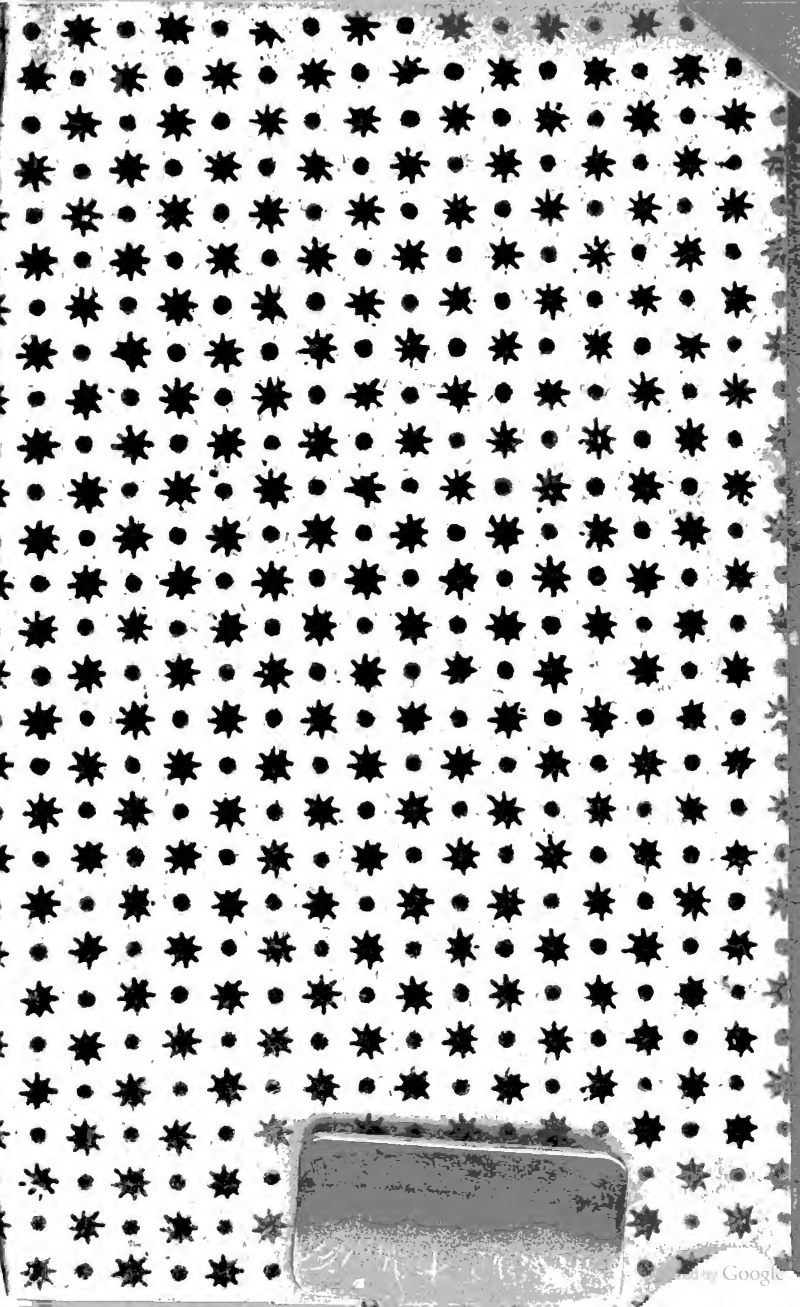
Ende des eilften Theils.

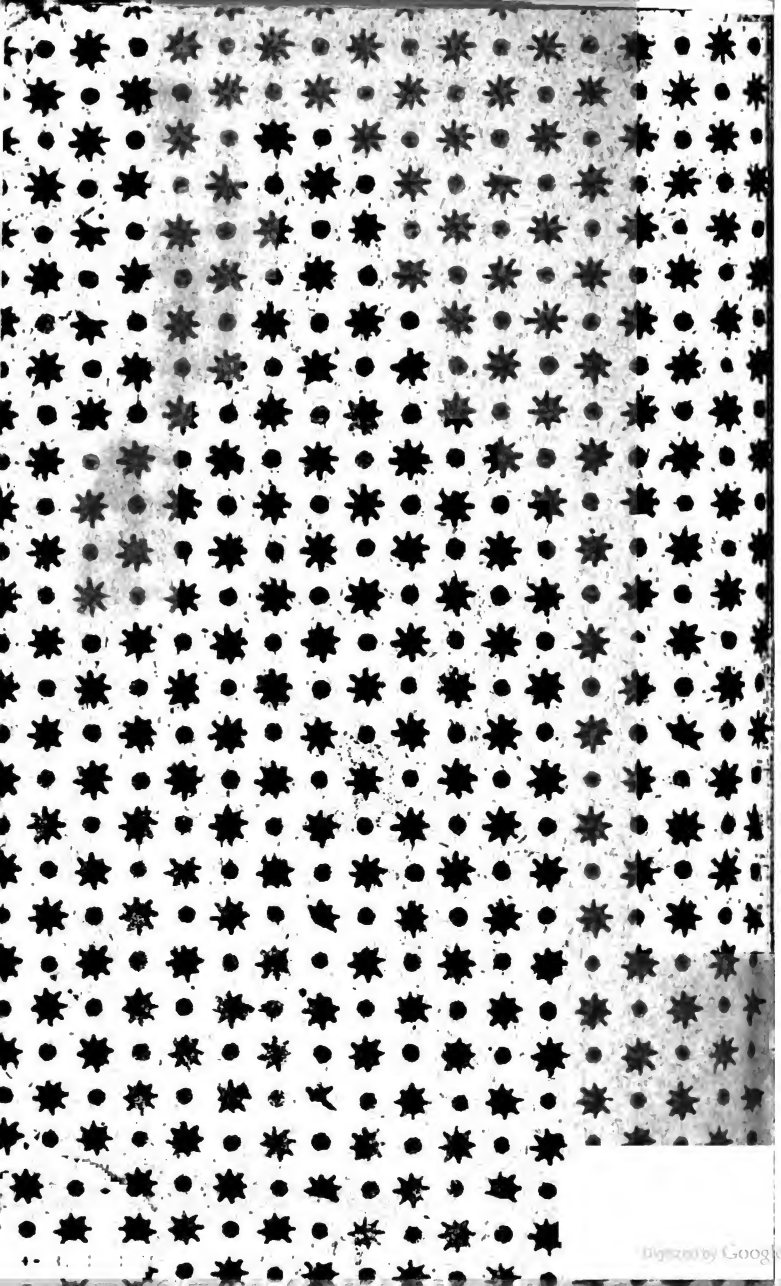
Österreichische Nationalbibliothek
+Z162963101
Digitized by Google

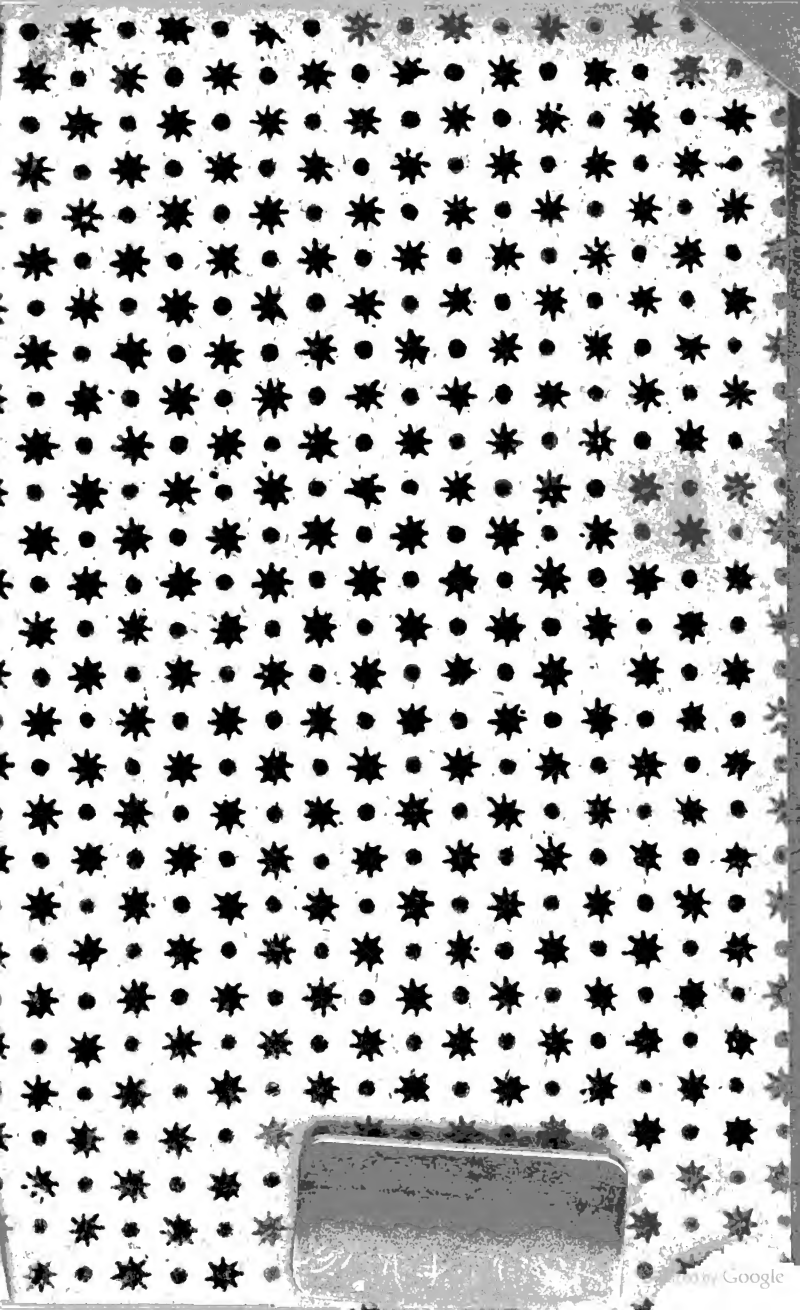
Digitized by Google

Digitized by Google




Digitized by Google


Digitized by Google


Digitized by Google